

# VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 2.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 4. Januar 1892.

Vierteljährlich  
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

## Plein air.

Eine Künstlergeschichte von E. M. Vacano.

Nachdruck verboten.

### 1. Kapitel. Grau in Grau.

Fritz Söld saß in seinem Atelier. In seinem Atelier, in welchem schon so lange, so ewig lange nichts geschaffen worden war! Man sah es dem Raume auch an, über allem und jedem lag jener Mehltau des Ungebrauchtes, der Unbewohntheit, der Vernachlässigung, welcher an Räumen und Dingen ebenso traurig und wehmütig berührt, wie an Menschen. Es war einst ein heiteres, ein fröhliches, wenn auch nicht affektiertes, stilisiertes, aufgeputztes Atelier gewesen, ein Studio mit etwas burschikoser Miene, mit malerischen, improvisierten Einfällen, mit einem Schiffsruder da und einem Pferdehalter dort, mit einem Nacht-Modell in dieser Plafondstelle und einer goldgestickten Schabracke auf jenem orientalischen Gestelle. Aber

über dem allem lag jetzt, wie gesagt, das Spinnengewebe der Vereinsamung; ein paar Blendrahmen standen mit dem Gesichte gegen die Wand gelehnt wie unartige, gestrafte Kinder, ein paar Skizzen waren an die Wände geheftet, staubblind eingeschlagen und vergessen, ein venezianischer Dolch, an einem Purpurfaden aufgehängt, sah aus, als habe er Durst nach Blut und sei daran schon halb verschmacht. Auf der Staffelei stand ein unvollendetes, größeres Bild — eine „Olivenernte“ aus dem sonnigen Italien — ein heiter, sonnig, gleichsam singend angelegtes Bild, das aber nun schon seit Wochen unberührt und vergessen auf der Staffelei stand, man sah ihm das Schicksal an, nie und nimmer fortgesetzt, nie und nimmer vollendet zu werden, und eben weil es so sonnig, so hellheiter angelegt war, sah es mit seinem wie verstorbenen, verstaubten, nie wiederzubelebenden Antlitze aus, wie eine geschminkte Leiche auf ihrem Paradebette.

Das traurige, traurige Atelier, aus welchem alle Schaffensfreude, alle Hoffnung, alles Talent entflohen schien für immer!

Es giebt Ateliers, Interieurbilder von Adrian von Ostade und von Franz von Mieris, welche ebenfalls die größte Einfachheit, eine fast berechnete künstlerische Schlichtheit zeigen: ein Pferdeschädel an der Wand, eine Gipsmaske vielleicht, eine Gliederpuppe, ein paar Folianten, ein Tischchen mit einem Tischbecher, eine kurze Thonpfeife auf dem Fußboden, eine hölzerne Treppe im Hintergrunde, ein Sonnenstrahl, das ist alles. Aber welcher Hauch von Künstlerfleiß und Künstlerfreude, welcher warmer Atemzug von Behaglichkeit, Leichtsinne, Armut, Schaffensfrohsinn, Hoffnung und Heiterkeit strömt aus diesen Bildern.

Wie so anders in diesem Studio! Welches Dorflein! Und diese Trostlosigkeit des Ortes wurde noch erhöht durch die Wüstheit des Tages, welcher vor dem großen Atelierfenster lag, das gleichsam erblindet schien von den feuchten Nebeln draußen. Es war ein Vorfrühlingstag; einer jener Tage, wo es stürmt und taut, wo der Wind so zornig und laut ist, und wo er alle Schneereife von den Dächern, von den dürren Baumästen schmelzt; ein Tag für die Glücklichen, um sich behaglich zu fühlen und



Problematische Kochversuche. Gemälde von Hans Looschen.

an den kommenden Denz zu denken, und ein Tag für die Verlassenen und Unglücklichen, um sich selber aufzugeben, wie ein geketztes, von Hunden niergegagtes Wild. Die ganze Erde duftet da scharf nach Moos und Graskleimen und nach Kirchhofschollen. Alles scheint zu faulen, während es doch zum blühen drängt; alles scheint im letzten Todesröcheln zu liegen, während es doch der Wiedergeburt entgegenstrebt; sogar der lang angeammelte Staub in dem unbenutzten Atelier scheint sich heute in feuchten Schimmel verwandelt zu haben.

Und der junge Maler, dem dieses Studio gehörte, saß am Fenster, vor dem es so stürmte und taute, hatte die kräftigen, arbeitsgewohnten Hände über sein blaßes Gesicht gedrückt und weinte. Weinte bitterlich, herzzerreißend, daß es seinen ganzen Körper schüttelte und erbeben ließ. Es war ein Weinen, wie es mit Clementargehalt nur die festesten, die mutigsten, die seelenkräftigsten Männer überkommt, die sonst nie eine Thräne vergießen können, nicht im größten körperlichen Schmerz und nicht im größten Leid. Es war jenes Weinen, gegen das weder männlicher Stolz, noch unbeflegbarer Trost, noch glühender Mut helfen, jenes Weinen der Kraft in ihrer größten Hilflosigkeit, welches vor Verzweiflung rettet und vor Wahnsinn.

Er war hierher in sein vereinsamtes Atelier gegangen, um diese bitteren Thränen zu vergießen, die er nicht mehr zurückhalten konnte, damit seine Leute es nicht sähen. Seine Mutter nicht und nicht seine Schwester, denen er ein Vorbild der Standhaftigkeit sein sollte, die er ermutigen mußte, die an seiner Kraft erstarken sollte. Ach, wenn man solche Zeiten erlebt hat, fragt man sich selber ganz verwundert: ist es denn möglich, daß es Augenblicke gegeben hat, wo man an keine Sonne mehr glaubt, wo man nicht mehr glaubt, daß jemals wieder Blumen blühen können. Wo einen die entsetzliche Gewißheit überkommt, ein geliebtes Antlitz werde uns nie und nimmer wieder lächeln. Und wo man meint, man müsse sich in die Erde vergaben, um tot zu sein, wie das Geliebte, für immer Verlorene!

Denn der Vater der Familie war gestorben und hatte sein Haus hilflos und wie zerstört zurückgelassen. Es giebt solche Todesfälle, an denen gleichsam ein ganzes Haus stirbt. In Epidemien kommt es wohl vor, daß eine Familie bis auf das letzte Kind ausstirbt in einer einzigen verseuchten Wohnung; zu allen Zeiten aber geschieht es, daß ein Vater stirbt und daß mit ihm gleichsam das Haus selber zusammenbricht; seine Einnahme war der einzige Halt des behaglichen Heims gewesen — die Mutter steht plötzlich vor dem Abgrunde der Not, die Töchter sehen sich erschreckt vor der Notwendigkeit, aus dem schützenden Heim in die weite Welt zu gehen, zwischen teilnahmslosen Menschen; den Söhnen, welche im frohen Streben aufwärts kommen in einer Kunst, in einer Wissenschaft, weicht auf halbem Wege das Berggestein unter den Füßen, und sie werden jählings, ungewarnt in die Tiefe rosen Lebensverdienstes und der Knechtschaft geschleudert, die armen jungen Mäler, welche eben sonnendurstig die Schwingen regen wollten.

So war es hier der Fall gewesen.

Der alte Söld war ein Beamter mit schönem Gehalt gewesen. Seine Frau, die beste Gattin und Mutter, hatte ein gütiges, sonniges Gemüt, während er selber eine wunderbare Vereinigung von Lebensernst, Willenskraft, Ehrenhaftigkeit, Fleiß und dabei fröhlicher, fast kindlicher Heiterkeit gebildet hatte. Die Tochter, Lena Söld, war ein sonniges, gemüthvolles junges Mädchen mit einem stillen, träumerischen, emsigen Walle, und von rührender Herzensgüte, Anhänglichkeit an die Eltern und stillem Fleiße. Der Sohn Fritz war ein geborner Künstler, ein geborner Maler; einer jener Menschen, die ihren Beruf „von Gottes Gnaden“ erhalten haben und von denen man zu sagen pflegt: auch wenn sie ohne Hände geboren worden wären, würden sie Maler geworden sein. Er hatte die strenge, fast rauhe, selbstverleugnende Willenskraft des Vaters und dabei die kindliche Herzensgüte seiner Schwester, die aber bei ihm wie von einer rauhen Rinde umpanzert war. Alles in ihm und alles an ihm bekundete den Maler, drängte nach künstlerischem Schaffen — seine Hand, sein scharfes und wieder so sanftes Auge, seine Dichterseele und sein Herz, das die Natur mit tausend Fühlfäden liebend umfaßte — in ihrer Größe wie in ihrer zartesten Nuance. Aber wie lange hatte dieser junge Künstler, der nur in seiner geliebten Kunst lebte und atmete, jetzt an kein Schauen und kein Schaffen gedacht! Er hatte seinen an langer, schmerzvoller Krankheit siechenden Vater unermüßlich gepflegt bei Tag und Nacht, monatelang. Er hatte nicht geduldet, daß seine Mutter ihre vom Weinen frankten Augen und ihr vom Weinen krankes Herz auch des Nachts ruhelos abquäle, daß seine Schwester, das zarte Kind, sich opfere, ohne zu nützen. Und er war Tag und Nacht auf seinem Posten geblieben, an dem Krankenlager seines Vaters, sich mit starrer Willenskraft aufrecht haltend, und hatte es sehen müssen, wie aus dem Krankenbette des herzleidenden Mannes langsam, aber sicher dessen Sterbebett geworden war, und er hatte ihm mit der Ehrenhaftigkeit der andächtigsten Liebe zurückgezahlt alle Schulden des hilflosen Kindes, des rat- und thatbedürftigen Jünglings, ohne mit einer Miene, mit einer Gebärde die Ermattung, den trostlosen Kummer seines Innern zu zeigen; er hatte stets ein ermunterndes Wort gehabt für Mutter und Schwester, manchmal sogar ein Lächeln: ach, dieses Lächeln war das Schwerste gewesen!

Und jetzt?

Jetzt war's vorüber. Der geliebte Vater lag in der kühlen Erde, die treue Liebe der Seinigen hatte einen ephemerkranken Ehrenstein über die Ruhestätte gelegt und „die Rosen ihrer Wangen“ darauf gestreut. Und jetzt stand der junge Mann an der Pforte eines neuen Daseins — ach und welchen Daseins! Ein Künstler war er gewesen, ein hochbegnadeter, mit jeder Faser seines Seins. Es war nie jemandem — ihm selber am wenigsten — eingefallen, daß er etwas anderes sein könne. Auch sein scharfsichtiger Vater hatte das erkannt und hatte seinem Sohne, nachdem dessen große Begabung von Autoritäten bestätigt worden war, gesagt: „Du mußt Maler werden, Fritz!“ Und von diesem Augenblicke an hatte der redliche Mann und liebevolle Vater nach seinen mäßigen Mitteln alles getan, um seinem Sohne die Künstlerlaufbahn zu ebnen.

Zwei der renommiertesten Maler der Kunstschule in der Residenz hatten es nacheinander übernommen, das Talent des jungen Künstlers rational zu entwickeln. Was sein Lieblingsfach anbelangt, so schwankte er zwischen zweien: der Landschaftsmalerei mit Tierstaffage à la Potter und der See; was ihn anzog, war die Natur in ihrer lieblichen Detail-

malerei und ihrer erhabensten Größe. Eine holländische Landschaft mit ihren friedlichen Lichtern und ihren weidenden Herden „lag“ Fritz Söld so sehr, wie das wilde Gewirr der Steppenpferde im Morgenrote einer ukrainischen Fläche und wie das majestätische Höllebräu eines Sturmes an der Nordsee. Nachdem aus dem Schüler ein junger Meister geworden war, hätte es sich darum gehandelt, die weite Welt zu schauen in allen Wettern — dann erst konnte es sich darum handeln, einen berühmten Namen zu erwerben und einen Reichtum, ohne den der größte Künstler wie mit gebundenen Händen malt.

Und er war also in die Welt, in die Natur hinaus gezogen nach Holland mit seinen Dünen, mit seinen fattedünen Weiden, seinen phantastischen Windmühlen, seinen gesteckten Kindern, seinen Städten voll gewundener, alterbrauner Gäßchen und seinen breithingelagerten Kirchen, welche wie schlummernd aussehen; dann nach Norwegen, nach Schweden mit ihrer fremdartigen, ungläublichen Beleuchtung, ihren phantastischen Farbenwirkungen an Himmel, Berg, Wald und Fjord; mit ihren grünen Wolken, ihren veilchenblauen Wäldern, ihren rosenfarbigen Häusern, ihren durchsichtigen, glasartigen Fenstern; dann nach Italien hinab: nach Italien mit seinen finstereckigen Kirchen, wo man Fächer rauschen hört, wie in einem Ballsaale, und Gebete murmeln, die wie Verwünschungen klingen; wo in sonnenstäubehimmelmelnden Lichtstrahlen, die quer durch dunkelfühle Kirchengänge fallen, flachhaarige Wachspuppen in starrenden Brokatkleidern um Gnadenwunder angefleht werden; wo geschwätzige, polyglotte Ciceroni finstere Kerkerlöcher mit brutalen Marterwerkzeugen wie einen Stolz des Landes zeigen und wo weißblitzende Tauben um goldene Kuppeln kreisen, wie um märchenhafte Magnetberge, welche zu plündernde Touristen anziehen: nach Italien, wo ein Maler die Kunst in der Natur und die Natur in der Kunst nicht lernt, sondern gleichsam trinkt, bis er sich daran berauscht und in diesem Gahschrauche unsterbliche Meisterwerke schafft, die er daheim auch nicht einmal zu denken vermocht hätte!

Fritz Söld hatte alle diese Reisen en vrai artiste gemacht, manchmal das Känzlein auf dem Rücken, manchmal auf fröhlich bewimpeltem Schiffe, manchmal auf der profaischen Eisenbahn, immer sammelnd, sammelnd, sammelnd für seine Kunst, wie eine emsige Biene für die Drohne. Er sammelte nicht nur Skizzen, sondern auch Eindrücke, unverwischbare, unvergessliche. Wie beängstigend reich erschien ihm jetzt erst der Horizont der Kunst; es war wie ein ganzer sommerlicher Nachthimmel mit seinen Milliarden von Sternen. Er hatte ein Maler zu sein geglaubt, er hatte Erfolg gehabt, man hatte seine Bilder bewundert, gelobt, er mußte selber darüber lachen, jetzt — jetzt, wo er den glitzernden Brillanten Welt in sich aufgenommen hatte — jetzt, wo er den Mut und die Kraft und das Können in sich fühlte, Großes zu leisten, Unsterbliches zu schaffen. Ja, Unsterbliches! Und dieses Gefühl in einem jungen Künstlerherzen, wenn es die Schaffenskraft in sich fühlt, wie ein Frühlingsblütenbaum die Säfte sich regen fühlt in seinem Innern, ist keine Selbstüberhebung, sondern nur wie ein Gebet zur Gottheit der Kunst. Auch io sono pittore! Dieser siegestrunkenen Jubelruf soll nicht heißen: „Ich kann Meisterwerke schaffen“, sondern: „Ich fühle, wie man Meisterwerke schafft!“ Und was hatte er bis jetzt geleistet? D, ein „Ruhstück“ — „un bijou“ hatte es die Kritik genannt — war von einem reichgewordenen australischen Stockrider in Baden-Baden angekauft worden, ein „Pferdebild“ (eine kleine gemalte Tragödie: Mondnacht, das gestohlene und wiedergebrachte Pferd von Lynchrichtern wieder hingetrieben, und der arme Pferde-dieb aus dem Gezwänge eines Baumes herausbaumelnd, ein langsam starrwerdender Leichnam) wurde von einem Kunsthändler in der Welt herumgeschleppt, und eine „Seeschlacht“ unter de Ruyster wartete in der Londoner Ausstellung darauf, irgendwo an einen allerschlechtesten Salonplatz plaziert zu werden.

Aber jetzt! O Gott, als hätte er die ganze Welt erobert, so war er heimgesucht mit seiner Mappe, seinem Koffer und seinem Hirn voll Entwürfen, Skizzen, Studien! Und daheim angekommen, hatte er den geliebten Vater auf dem Siechbette gefunden, das er nicht wieder verlassen sollte.

Das Leben war seitdem ein langes Leid gewesen, und jetzt war es der Augenblick nach der Sintflut: nach dem Tode, dem Ringen, dem Entsetzen, waren die Wasser gesunken, die Regen veraufsch. Die Bergspitzen des feindlichen, unerbittlichen Alltagslebens ragten wieder in die fröstelnden, grauen Lüfte hinaus, bedeckt mit Leichen und Trümmern.

Ein neues Leben sollte beginnen, mußte beginnen, aber ein Leben auf Trümmern!

Seine Mutter hatte nur eine kleine, eine winzig kleine Pension zu erwarten, welche kaum für sie selber reichte. Und nun waren noch ihre zwei Kinder da, denn Fritz, der genial veranlagte Maler, der vielgereiste, war ja auch noch ein Kind, welches ihr an der Tasche hing.

Das durfte nicht sein, das durfte durchaus nicht sein! Seine Schwester konnte durch Handarbeit das Budget des Haushaltes vergrößern, aber er? Was konnte er, trotz seines Willens, trotz seiner starken Arme, trotz seiner Entschlossenheit? Die Malerei ist eine Stiefmutter für arme Kinder: man muß Vorrat an Bildern, an Bekanntschaften, an Ruf haben — dann giebt sie zu leben. Für den Augenblick des Darbens hat sie nur die Abfertigung: „Du gehörst nicht zu meiner Gemeinde.“

Die lange Krankheit des Familienhauptes, das Leichenbegängnis, alles das hatte zu der Verlassenheit des Hauses noch die Armut gefügt: o Gott! Die Armut für eine schmerzgebeugte Frau, für eine Mutter!

Fritz mußte Geld herbeschaffen — nicht für das Haus — das konnte er im Augenblicke nicht, wenn er nicht stehlen oder morden wollte. Arbeiten, in seiner Kunst arbeiten, dazu gehören Zeit, Stimmung, Käufer. Zum erstenmal erschien ihm die Kunst, seine Kunst, die geliebte Kunst, die Seele seiner Seele, fast hasenswert, wie hart, wie erbarmungslos! Wie konnte er seine Bilder verkaufen? Er hatte nur zwei ausgeführte im Besitze — freilich zwei Perlen: eine „Pferdeherde im morgenrosigen Balkan“ und ein „träumerbeädetes Niß im stillen Ozean in friedlicher Mittagsglorie“, aber wo für diese im Ru einen Käufer finden, und wenn er keinen fand, mußte er sie erst ausstellen.

Er mußte sich entschließen, fortzuwandern, fort von daheim, wo er im Kostenpunkt ein unnützer Broteser war, fort in irgend ein Schaffen, eine Arbeit, einen Verdienst hinein, und mochte derselbe noch so klein, noch so bitter zu erwerben sein. Fort

Stolz! Fort Pläne, Hoffnungen, Träume von Ruhm, von Gelingen, von Glück! Weiß der Himmel, was er oder wer ihm auf die Frage: „Wohin?“ Antwort gab; irgendwoher war ihm die Kunde gekommen, in Frankenburg sei wieder Dekorations- und Tüncherarbeit zu vergeben, ein Arbeiter — wohlverstanden, ein Arbeiter — sei da nie verloren. Zwei große Vergnügungstokale seien da in Arbeit — also fort nach Frankenburg. Einige Adressen dortiger Arbeitgeber in der Tasche, ein kleines, ärmliches Kofferchen nur mit dem Allernötigsten gepackt — ein Reiseranzel vielmehr — so log und lächelte er mit zitterndem, aber doch entschlossenem Herzen der kummergebeugten Mutter, der bleichen Schwester vor, er habe irgendwo Ausichten, Bestellungen, Gönner, kurz alles, was ein junger Künstler nur wünschen kann, und machte sich auf den Weg — auf den Weg in die knechtische Arbeit, in das Sinken, in das Handwerk hinein: das war sein westward ho!

Das traurige westward ho dieses armen jungen Herzens! Und der Abschiedsblitz, den er beim Scheiden auf die Seinigen warf, war ebenso trocken und thränenlos wie der auf das Gebäude der Kunstschule, wo er so viel gehofft; so eifrig gelernt hatte: nicht der thränenstimmende Blick der Klage, sondern der thränenleere Blick, mit dem die tiefste Verzweiflung sich von einem Grabe weg in die feindliche Fremde wendet. Und so schön, so zauberisch sanft gekönt, durchglänzt, durchleuchtet war der Morgenmehl, der über dem hohen Schulgebäude, über der Akademie, über dem ganzen Häusermeere lag — sie that ihm fast weh, diese Schönheit, die er nicht wieder nachbilden, nicht wieder nachschaffen sollte, er, der Tüncher, der Anstreicher, der Handwerker! Es war dies ein Gefühl, so unfaßbar, daß es ihn fast lächeln machte. Ach, mit was für einem herzzerreißenden Lächeln! Mit eben dem Lächeln, wie das war, womit er in der Morgensonne sein Meißelgedächtnis: zwölf ganze Mark. Zwölf Mark, die er bei einem eben in der Stadt anwesenden fliegenden Kunsthändler mit Mühe und Not für seine zwei kleinen Meisterwerke: „Pferde am Balkan“ und „Das Niß“ erhalten hatte: sechs Mark pro Stück. Aber wie hätte er ohne diese zwölf Mark fortkommen sollen? Sie waren ihm in diesem Augenblicke mehr wert, als die Hunderte, welche seine zwei Bilder wert waren. Und was lag daran? Er hätte ebenso gut einen Fegen seines Herzens für eine Weggebrung gegeben. Diese zwölf Mark waren das Handgeld für seine fernere Laufbahn: für das Handwerk, für die Niedrigkeit, für die Knechtschaft.

Er fühlte die ganze Wirklichkeit dieses Gedankens. Aber er fühlte auch noch immer die zitternde Hand seiner Mutter, welche sich mit einem heiligen Segenswunsche auf das unbeschützte Haupt ihres Kindes gelegt hatte. Und sie dachte, er ziehe ins Glück!

## 2. Kapitel. Der Märchenprinz.

Aber ehe Fritz Söld hinauszog in die Welt, hatte er nicht nur von seiner Kunst Abschied genommen, sondern auch von seiner Liebe, von dem Glücke seines ganzen Lebens. Denn er hatte eine Liebe im Herzen, eine schlichte, tiefe, einfache und wahre Liebe zu einem schönen, sinnigen, edelgestrigen und dabei wahr und schlicht gebliebenen Mädchen. Fräulein Erna von Gelnhausen war von altem, hohem Adel, aber von der „armen Linie“ derer von Gelnhausen. Die Gelnhausen, bei denen sie jetzt weilte, waren von der „reichen Linie“, der Philippiden, und hatten ihre arme Cousine gleichsam als Gesellschafterin bei sich, da das noch immer mehr von genre war, als wenn sie bei Fremden hätte Dienste nehmen müssen. Sie war hochherziger, geistvoller, als ihre oberflächlichen Cousinen, welche gleichsam einen stumpfnäsigen Geist hatten — soubrettenhaft und laut; dabei war Erna eine tüchtige Pianistin und hatte eine warme, goldige Mezzosopranstimme, mit der sie in Konzerten Furore machte — zumal wenn sie die ergreifenden, von Andachtsgluten durchwehten Lieder der alten italienischen Meister, oder die sinnigen Schubert- und die träumerischen Schumann-Lieder des deutschen Konzertrepertoires sang.

Und mit Erna war Fritz Söld sozusagen von Jugend auf verlobt. Sein Vater war der Studienonkel ihres Vaters gewesen, und das heranwachsende Mädchen hatte so gut miteinander gestimmt, daß die beiden Väter oft gesagt hatten: „Das wird einmal ein Liebespärdchen und ein gutes Ehepaar geben. Malerei und Musik sind ja Schwestern.“ Es war also vielleicht keine richtige Verlobung gewesen, aber die Liebe hatte sich dazu gefunden, und so war es selbstverständlich geworden, daß die beiden an eine vereinte Zukunft dachten. Selbstverständlich — bis jetzt. Aber jetzt, wo Fritz ein neues, dunkles, niederes Leben beginnen mußte, begriff er, daß alles zu Ende sei zwischen ihm und ihr, daß er sie nicht herabziehen dürfe zu sich und daß er sich nicht selber den eitlem Traum von Glück als Fessel anhängen dürfe in dem glücklosen Schaffen, das keine Zukunft mehr kannte — ein trauriges Kämpfen um das Stück Brot der nächsten Stunde.

Und er hatte ihr ein Lebewohl gesagt für immer: fest, männlich, ruhig — mit der Ruhe eines Helden, dem der Tod Pflicht ist.

Sie waren im Salon Gelnhausen in einer der tiefen Fensternischen gestanden, während im nebenliegenden Musikzimmer eines der stumpfnäsigen Fräulein Gelnhausen auf einem echten Erard falsch „phantasierte“. Es war in jener Dämmerstunde gewesen, wo die Abendschatten sich wie Spinnweben über alles und jedes legen. Der Luxus des vornehmen Salons sah in dieser Lichterstunde ebenso mäßig, so erloschen aus, wie die Armut einer lichtlosen Bauernstube.

Er hatte ihr gesagt, daß er am nächsten Tage in die Fremde gehen werde, „um sein Brot zu verdienen“. Er hatte das letztere mutig gesagt, und es enthielt alles, was sie wissen sollte. Sie antwortete nicht gleich. Es war über das starke Mädchen eine Nührung gekommen, ein tiefes Mitleid; kein egoistisches, sondern ein Mitleid mit ihm. Und doch that sie sich auch selber so leid. Hätte sie in diesem Augenblicke den Ton ihrer eignen Stimme vernommen, sie wäre vielleicht in Thränen ausgebrochen. Und so sprach er weiter und sagte, wie wenn eine fremde Stimme von einem fremden Manne spräche, daß er ihr das Wort zurückgebe. Daß sie frei sei und daß er ihr von Herzen wünsche, sie möge recht, recht glücklich werden. Er sagte ihr auch, daß er ihr danke für ein glückliches Hoffen und für einen Traum, der ihn bis jetzt geleitet in allem seinem

Streben und Schaffen, der ihn aber jetzt verlassen müsse für immer.

„Denn Sie können nicht die Frau eines Arbeiters werden,“ sagte er. „Und wenn Sie es könnten, ich könnte nicht einmal eine Frau ernähren. Ich stehe tief unter Ihnen fortan. Aber Sie werden mir stets ein Licht in meinen Erinnerungen bleiben — ein Licht, wie das Andenken an meine glückliche Kindheit, wie an meine geliebte Kunst; nur höher als beide, heiliger. Denn jetzt, in dem letzten Augenblicke, wo wir als die alten gleichgestellten Gespielen miteinander sprechen, darf ich's ja sagen, wie man auf dem Totenbette, vor dem Sterben, sein Herz erleichtern darf selbst von der Last eines Verbrechens, denn der Tod versöhnt und sühnt alles: Sie waren mir höher als Jugendglück und höher als die Kunst, denn Sie waren es, die mir Mut und Schaffenskraft gab in der Kunst, die meinen Ehrgeiz belebte, die mir den Lorbeer begehrenswert erscheinen ließ, weil ich damit ein zweites, ein geliebtes Haupt schmücken zu können hoffte. Sie waren mir die Führerin, die Beatrice Dantes, die ihn zum Paradiese leitete: Beatrice in Suso, ed io in lei guardava! Jetzt geht mein Weg nach abwärts.“

„Und wer wird da Ihr Führer sein? Wer wird Sie leiten?“ fragte sie schmerzlich und ängstlich.

„Wer mein Führer sein wird, mein Lenker?“ sprach er bitter, fast trohig. „Nun die Notwendigkeit oder der Zufall. Was liegt fortan an mir?“ Es lag ein so hoffnungsloses Sichsünderlassen in diesen Worten, daß sie erschraf.

„O! Sprechen Sie nicht so!“ sagte sie mit warmem, fast stehendem Eifer. „Vergessen Sie die Hilfe Gottes? Denken Sie an Maria, die Himmelskönigin, den Stern des Meeres, der auch im Dunkel leuchtet, auch über Abgründen!“

Er zuckte die Achseln. „Das ist für Frauen. Für den Mann gilt nur das: Hilf Dir selbst und Gott wird dir helfen!“

„Sie glauben also doch an Gott?“ „Der junge Mann schwieg. Nicht trohig oder spöttisch. Nur sinnend. Und er schaute hinaus auf den dunkelnden, stummen Himmel.“

„O, Sie müssen an ihn glauben!“ sagte sie leise, dringend. „Schon um der teuren Leiche willen, die jetzt im Grabe ruht! Die Liebe, die Güte haben diesen Staub einst belebt! Wo sollten diese jetzt sein, wenn nicht bei Gott?“

Er neigte sein Haupt. Dann sagte er, ohne darauf zu antworten: „Leben Sie wohl!“

„Sei es also wahr!“ brach sie los, und es bebte in ihrer Stimme, wie ein verhaltener Wehruf. „Sie müssen fort! Und allein!“

„Besser allein ins Elend. Das ist wenigstens ein Elend, das sich ertragen läßt.“

„O, warum muß ich arm sein!“

„Und glauben Sie denn, daß die reiche Erna von Gelnhausen mir näher stünde? Aber das bleibt sich jetzt gleich. Ich weiß nur, daß wir scheiden müssen, daß alles andere Träume sind und daß die Zeit der Träume vorbei ist. Leben Sie wohl — für immer!“

Sie reichte ihm die Hand, als hätte sie plötzlich all ihre Festigkeit wiedergefunden, und sagte nur: „Ich werde mich um Ihre Mutter kümmern, immer. Das darf ich.“

Das machte ihn weich, wie Frühlingluft die harte Erdenrinde. Er neigte sich über ihre Hand, als wolle er dieselbe küssen. Aber seine Lippen berührten das nicht, was nicht mehr ihm gehörte.

So schieden sie. „Für immer!“ hatte er gesagt.

Als Fritz — Friedrich Wilhelm Söld hatte er einst in den Malerkatalogen geheißen! — in Frankenburg einzog, war er eben mit seinem Reizegebe, dem Erlös aus den beiden besten Bildern, die er geschaffen, war er mit jenen zwölf Mark fertig bis auf einige kleine Münzen, die er in der ersten besten Vorstadtherberge für sein erstes ärmliches Nachtlager und Frühstück bezahlte.

Es giebt Details, die in einer Erzählung manchmal fast geringfügig, brutal klingen und die doch erzählt werden müssen. Je einfacher und kommentarlos das geschieht, desto besser. Der Geist und das Herz des Lesers müssen dergleichen ergänzen.

Frankenburg ist eine märchenhaft schöne Stadt oder besser gesagt sagenhaft interessante, malerische Stadt mit ihrer Burg auf hohem Hügel, ihren schönen, pittoresken Straßen, ihren grünen Flußufern, ihrem Hintergrunde von selbst im Sommer schneelig glänzenden Bergen, einem ewigen Schnee, welcher aber in der Augustsonne den Eindruck macht, als seien die Berge Sträußchen von frischesten Maiglöckchen. Und das Allerherlichste an der Stadt ist ihr riesenhafter Dom, dieses Ungeheuer, das ganz aus versteinertem Spitzengewebe zusammengesetzt scheint — diese Gotik, die gleichsam Helbenlieder und Psalter zugleich enthält. Und all dieser Zauber mußte dem armen Künstlerherzen fremd bleiben, er wagte es nicht, das alles mit den Augen seiner Seele anzuschauen, es hätte ihn an die Höhe erinnert! Und nun folgten Tage, wo er Hunger litt; bitteren Hunger, den er fast gern litt, wie eine Vorbereitung auf sein neues Leben. Er hätte sich jedem Peitschhiebe gern gebückt, um sich ganz als Sklave zu fühlen.

Nun, einen Herrn fand er bald, in einem sogenannten „Maler“, Herrn Gotthold Theobald Waber, welcher die Ausschmückung eines Tanzlokals und einiger Restaurations-säle übernommen hatte. Freilich nicht, um diese Arbeit selber auszuführen, denn er konnte höchstens Farben selber eintaufen, so billig und so schlecht als möglich natürlich. Aber er wußte sich stets geschickte Gehilfen zu verschaffen, manchmal sogar einen wirklichen Künstler in bedrängten Umständen, und die Arbeiten wurden überraschend gut ausgeführt, und alles hatte dann Herr Waber gethan, oder es war wenigstens unter seiner Regide, nach seiner Angabe gemacht worden, und er bekam sogar einen Namen als Dekorateur.

Was er für ein Mensch war? Einfach ein gemeiner. Ein Mensch, der nur für das Geschäft Sinn gehabt hätte, wäre wenigstens ein guter Handwerker gewesen; er war aber auch ein pössiiger Mensch, der die Kunst der Dekorierung (denn auch diese ist eine Kunst) zu seiner Melkkuh machte. Der sich durch sein Geld hoch über die wirklichen armen Künstler erhaben dünkte, und diese das „fühlen“ ließ — das pauvre Gesindel!

Nun begann Fritzens „Arbeit“. Ein armseliges Dach-

stübchen hatte er sich gemietet — aber was that das? Kam er doch nur des Nachts heim, und für die Nacht war es eine Zuflucht, ein Schlupfwinkel, wie für ein gehektes Tier. Tagsüber arbeitete er in farbenreicher, fleischmütziger Bluse, in schmiereriger Zwilchhose, mit Mörtelfarben überkleisterten Händen, die Arbeitermütze im Nacken oder die aus Papier geformte Kappe, auf dem Gerüste oder „parterre“ (wie's die Gymnastiker nennen). Und so ging er auch über die Straße von der Arbeit heim oder in die nächste Speisekelche zum Essen. Er fühlte sich froh, daß er in einer Art Maskenhaut steckte, daß alle in ihm nur den „Tüncher“ sahen, daß seine Kollegen — seine jetzigen Kollegen — ihn als ihresgleichen nahmen und ihre Sprache (welche Sprache!) mit ihm redeten. Manchmal in der ersten Zeit kam er sich vor, wie der verwunschene Prinz im Märchen, den irgend eine böse Fee Faulelusch in einen Bären, einen Frosch oder sonst in ein Tier verwandelt habe. Aber bald fiel ihm so etwas Poetisches gar nicht mehr ein — der Kern, der Märchenprinz schwand ganz in ihm — die Hülle, die Tiergestalt allein blieb.

Anfangs wollte er sich auch mit der armen, gemarterten, brutalisierten Seele in das flüchten, was er an die Wand pinfelte: er entwarf künstlerisch bewegte Gestalten, Soldaten und Dirnen, die sich im Reigen drehten, und in die Gewandlung suchte er seine und doch wirksame Tinten hineinzulegen, er suchte das Ganze zu „stimmen“; in die Landschaften brachte er wirkliche Tageszeiten, effektvolle und dennoch subtile Beleuchtung, träumerische Schatten, farbenjante dustige Fernsichten.

Aber wie wurde er dafür bestraft, beschämt! Als Alexer, als Bazar erklärte ihn sein Meister, wie einen ungeschickten Lehrling stellte er ihn her, den Pinsel riß er ihm aus der Künstlerhand und pagte da einen grüngeränderten blauen Dirnenkittel, dort einen fleischgeschwungenen Arm, da eine ziegelrote Nase, dort einen grasgrünen Berg, da eine messinggelbe Sonne und dort einen harlekinbunten Vogel hin; lilafarbige Seen mit weißen Strichen darin, meergrüne Bäume mit purpurroten Früchten, himmelarbene Springbrunnen und Wolken wie Federbetten. „Wenn Sie nicht malen können, so geben Sie sich auch nicht für einen Maler aus!“

Sich als ein solcher Alexer bei einem Maler, wie ich bin, vermieten, nenne ich den Leuten das Geld aus der Tasche stehlen! Sie haben ja nicht einmal einen Dunst von Proportion, keine Idee von Farbauftrag! Nicht einmal zum Hüftanstreichen wären Sie gut genug! Und wenn Sie sich nicht zusammennehmen, können Sie sich von morgen ab trollen. Sie verstehen ja nicht einmal einen Pinsel zu halten!“

Anfangs schnürte sich das Herz des armen jungen Mannes unter solchen Worten zusammen, seine Seele duckte sich gleichsam, wie unter Geißelstößen, alles Blut stieg ihm zu Kopfe, wie unter einem Schimpfe, und er mußte mit Gewalt an sich halten, er mußte sich flüchten in den Gedanken an seine arme, vergräunte Mutter daheim, um den Mut zu haben, so weiter zu leben: geschmäht, darben, zwischen den Gemeinsten der Gemeinen, einsam und verlassen wie in einer Wüste und damit schwer schaffend, ohne Aufhören, ohne Ermatten von Sonnenaufgang bis zum Sonnenfinken.

Aber bald brauchte er nicht mehr an seine Mutter zu denken und nicht mehr an das eiserne Muß — nicht mehr an seine Pflicht. Die moralischen Schläge fühlte er bald nicht mehr, die Empfindung des Schimpfes verließ ihn, all sein Stolz, all seine Hoffnung starben allmählich dahin, er verfiel in die Apathie, in den Stumpf sinn des Tieres, er fühlte sich endlich wirklich als das, was er war: ein Knecht, ein Arbeiter; er gewann die Ueberzeugung, daß er nichts Besseres könne, kein besseres Los verdiene, daß er kein Talent, kaum Geschicklichkeit besitze; wie ein lügenhafter Traum erschien ihm sein vergangenes Leben, wie ein strafbarer Irrtum; dann verblaßte sogar die Erinnerung daran — ein entsetzliches Vergessen hatte sich seiner bemächtigt, es war ihm, als sei er nie etwas anderes gewesen; er aß sein trodenes Brot mit Hunger, fast mit Behagen, er lachte mit den anderen, er rastete mit den anderen im Schatten des Mittags, der Märchenprinz im Tierfelle war verschwunden, das erlösende Zaubervort vergessen, der Künstler Friedrich Söld war tot.

(Fortsetzung folgt.)

### Aus einem Skizzenbuche.

Nachdruck verboten.

Das Schicksal hat zwei Krüge: aus dem einen läßt es die Freuden, aus dem andern die Schmerzen in den Lebensbecher des Menschen fließen, und je nachdem diese den einen oder den andern Trank an die Lippen geführt, jauchzen und tollern sie in närrischer Ausgelassenheit oder winden sich krampfverzerren Antlitzes am Boden.

Wer ist, den niemals ein tiefer, unendlicher Schmerz befallen, der nicht einen Verlust erlitten, bei dem ihm das Herz vor Gram und Weh stille stand? Wer hat nicht in Tage geliebt, leer, gänzlich leer von Trost und Hoffnung? In Tage, so öde und steril, daß der Fuß jagte, weiter zu schreiten, so trübe und mit schwerer Luft erfüllt, daß es eine Unmöglichkeit schien, darin weiter zu leben.

Und nun betreten wir einen der großen Sammelorte des Vergnügens und der Lustbarkeit: Hunderte von fröhlichen, freudestrahlenden, jauchzenden, überglücklichen Menschen. Wo kommt nur die schier unzahlbare Summe überquellender Lust und Heiterkeit her? Jeder von diesen Hunderten lacht und jubelt, als hätte er nichts, gar nichts zu verlieren. Jeder von ihnen hat ungezählte Hoffnungen im Herzen und knüpft damit vielleicht an weit entlegene Zeiten an, als wäre kein sterblich Teil in ihm, als würde er ewig leben! Und doch ist vielleicht nicht einer darunter, für den es nicht eine Zeit gab, wo er nicht Luft und Atem vor sich sah für die nächsten Stunden.

Wie kann das sein?

Das Schicksal hat zwei Krüge: aus dem einen läßt es die Freuden, aus dem andern die Schmerzen in den Lebensbecher des Menschen fließen, und je nachdem diese den einen oder den andern Trank an die Lippen geführt, jauchzen und tollern sie in närrischer Ausgelassenheit oder winden sich krampfverzerren Antlitzes am Boden.

Aus dem geöffneten Fenster eines Hauses dringen die Töne eines Pianos. Keine kunstgeübte Hand entlockt sie dem

Instrumente, die Griffe in die Tasten sind vielmehr unsicher, schülerhaft, sie erfolgen zögernd und klingen oft falsch. Wenn das letztere geschieht oder es in der Reihe der Töne zu stoßen beginnt, wird die Passage oder der Accord wiederholt und besser zu geben versucht. Es ist ein fortwährendes Unterbrechen und Wiederbeginnen, aber auch stets ein Besserwerden, und nicht allzu lange dauert es, so ist die schwierige Stelle besiegt, und hindernislos gleiten die Finger über die Tasten.

Glaubst du, daß mich dieses Irren und Suchen, dieses beharrliche Ringen nach dem Richtigen und Rechten, dieses nicht erlahmende Mühen, Vollendung in die Wiedergabe der Töne zu bringen, daß es mich mehr bewegt und ergreift, als manchmal das tadellos fließende, von feinen technischen Schwierigkeiten behinderte Spiel kunstgeübter Hände?

Sieh' dir an den Lernenden, Schüler oder Schillerin! Welcher Ernst, welche Andacht in dem rührend unschuldigen Gesichte, wie viel ehrliche Begeisterung in den sinnenden Augen! Das ganze Wesen des Schülers scheint in dem einen Zweck aufzugehen, sich tüchtig, sich geschickt zu machen, es zur Vollendung zu bringen. Wo findet der Mensch in der späteren Zeit noch diese Hingabe, diesen Eifer, diese Wärme und Jungfräulichkeit für eine Sache, die nicht sofort Gewinn oder Erfolg verheißt?

Welche Selbstlosigkeit in diesem Streben und Mühen! Wenn wir Erwachsenen uns mühen und plagen, so wissen wir, um welches Lohnes willen es geschieht; die Arbeit der Jugend ist ein in die Zukunft gestreutes Samenorn: wie es sich entwickelt, welche Früchte daraus entstehen, wer weiß es — es liegt an Regen und Sonne.

Es ist etwas Heiliges, Hohes, Andachtsvolles in diesen ersten Uebungen der Jugend. Sie haben immer etwas vom Gebete der Frömmigkeit an sich. Nur daß wir im Gebete, das wir zum Himmel senden, auf Gott, auf das Eintreten fördernder Umstände vertrauen, während die Jugend in ihrer überströmenden Kraft des Herzens noch alles von sich erwartet.

O Jugend, du hast noch den ganzen Weg zur Höhe hinauf vor dir, und oben — so wahnst du — werden alle deine Träume Wirklichkeit. Wir anderen, die wir bereits abwärts schreiten, wir wissen, daß nicht immer sich erfüllt, was das Leben verspricht.

Aber schaffe nur, Jugend, schaffe, schaffe! Du weißt nicht, wie viel Raum du nötig hast für deine künftige Ernte.

Wo wäre eine Grenze für den menschlichen Geist? Was ist das Leben anders, als ein Unbefriedigtsein, ein unablässiges Streben nach vorwärts, nach Besitzergreifung, nach Erweiterung der Macht und Genusssphäre.

Wo fände der Mensch ein Genüge in dem, was er hat und was er ist? Er knüpft mit seinen Entwürfen und Plänen an die entferntesten Zeiten an, tausend Wünschen und Neigungen treiben ihn immer wieder aufs neue, seine Kräfte zu versuchen und zu prüfen, rastlos und unruhig suchen Kopf und Herz die Wege, die das ersehnte Ziel verheissen. Aber eines bedarf der Mensch vor allem, um in seinen Wünschen und Bestrebungen nicht zu erlahmen — der Gesundheit.

Was sind dem Menschen, der, von einer schweren Krankheit ergriffen, um die Erhaltung seines Lebens ringt, was sind ihm alle Zukunftspläne, alle Ausichten auf die Erlangung von Gütern, was ist ihm die Frage um das Wie und Wo der Dinge außerhalb seiner Stube? Ob sich verwirklicht, ob unerfüllbar und für immer verloren sich zeigt, was er begehrt und erstrebt, vielleicht mit aller Begierde der Leidenschaft erstrebt — es berührt ihn nicht, es hat sein Interesse nicht mehr. Gleichgiltig betrachtet er, völlig nichtig erscheint ihm, was ihm im Vollgefühl seiner Kraft als unentbehrlich, fast wie eine Existenznotwendigkeit erschien. So viel hat er verlangt und erwartet von der Welt, als noch der Tag der Gesundheit dauerte, vielleicht mehr, als die Welt jemals zu geben vermocht hätte! Und jetzt, wo die Nacht den Tag verdrängt, wo das Del des Lebenslämpchens zu verlöschen droht, wie herabgestimmt ist er in seinen Forderungen und Erwartungen, wie bescheiden und genügsam ist er geworden! Nur ein Gedanke, nur eine brennende Sehnsucht erfüllt seine Seele mit heißem Gebete: „Daß mich gesunden, o Gott!“ Und wenn die Schätze aller Welten vor ihm lägen, er berührt sie nicht, er verlangt nichts als Gesundheit.

So wenig und doch so viel!

Rud. Maria Schubert.

### Theorie und Praxis.

(Hierzu das Bild: „Problematische Kochversuche“ S. 13.)

Nachdruck verboten.

Ende Januar, ein naßkalter, nebliger Abend. In der Wohnung des Landgerichtsrat Bäckert sind die Fenster hell erleuchtet, und emsige Geschäftigkeit treibt die Insassen von einem Zimmer ins andere. Besonders aufgeregt ist die siebzehnjährige Tochter Paula; ist es doch der erste große öffentliche Ball, an dem sie heute unter dem Schutz des Elternpaares teilnehmen soll. Das Herz klopt ihr voll Freude und Erwartung. Mama verbessert noch etwas an der Frisur, am Kleide; Papa setzt sich den Kneifer auf und unterzieht gleichfalls das Töchterchen vor ihrem ersten Debüt in der Welt einer genaueren Kritik. Das Goldmädchel müßten doch alle reizend finden, denkt er und treibt zur Eile an, da der Wagen unten schon wartet.

Paula fällt in der That auf dem Juristenball durch ihre anmutige, frische Erscheinung auf, sie sieht auch bildhübsch aus in ihrem luftigen rosa Kleid, das die Zartheit ihres Teints so recht hervorhebt. Wie reizend kleidet sie die hohe Frisur, wie schön geformt sind Hals und Arme! Raum hat der Landgerichtsrat mit Frau und Tochter den Ballsaal betreten, als sie schon von einer Schar junger Herren umgeben sind, die vorgestellt zu werden wünschen und Paula um einen Tanz bitten. Wie ein Schmetterling fliegt sie am Arm ihres Tänzers leicht durch den Saal, und ganz traurig wird ihr bis dahin glückstrahlendes Gesichtchen, als die Eltern zum Aufbruch mahnen. Wie schade!

Ein junger Gerichtsassessor begleitet die Damen bis zum Wagen und sagt beim Abschied etwas zu Papa. „Wird mir sehr angenehm sein,“ hört sie diesen antworten. Den ganzen Weg über zerbriecht sich Paula den Kopf, was er wohl gesagt haben mag.

Vier Wochen sind seit dem Ball verfloßen, und mit Paula ist eine große Veränderung vorgegangen. Sie ist stiller geworden als früher, der Jugendübermut ist abgestreift, sie wird nachdenklich, und nur wenn der Gerichtsassessor Oswald Döring gemeldet wird, der seit dem Ball recht häufig ins Haus kommt, zeigt sie eine merkliche Unruhe. Eines Sonntags stattet Döring den Eltern einen langen feierlichen Besuch ab, mit beredeter Wärme weist er die Bedenken der Eltern bezüglich der Jugend Paulas niederzukämpfen, am Abend wird das frohe Ereignis festlich begangen: die Verlobung Paulas. Auch die Einwilligung zur baldigen Hochzeit weist der beredete Jurist zu erzwingen; vergebens weist Mama auf die Unerfahrenheit des „Kindes“ in der Führung eines Haushaltes hin, doch Papa kauft Duzende theoretischer Wirtschaftsbücher, und die vorsichtige Mama wird überstimmt.

Im Frühjahr findet die Hochzeit des jungen Paares statt. Mama hat sich auf die theoretischen Anweisungen Papas nicht verlassen; sie hat als praktische Frau eine perfekte Köchin engagiert, unter deren Leitung ihre Tochter die Geheimnisse der Kochkunst durch jene praktische Erfahrung erlernen soll, die der Schwiegerjohn und der Gatte als etwas Althergebrachtes, Ueberlebtes bekämpfen.

Acht Tage ist das Paar bereits im neuen Heim, und Oswald weiß den Eltern nicht genug die vorzügliche Küche Paulas zu rühmen. Die junge Frau errödet bei diesen unverdienten Lobeserhebungen, und ihre Wahrheitsliebe zwingt sie, ihm zu gestehen, daß sie noch gar nicht die Küche betreten habe. Doch das soll anders werden, morgen schon will sie an der Hand des neuesten Kochbuches, das Papa gestiftet, das Mittagessen selbst bereiten. Bouillon mit Schwemmkloßchen muß es geben, die ist Oswald so gern, dann Teltower Rüben mit Koteletten, endlich Pudding. Minna, die ganz verwundert, fast beleidigt ihre Herrin in die Küche kommen sieht erlaubt sich danach zu fragen, was Madam wünsche. Sie wird in den Waschteller geschickt und geht ärgerlich fort. Paula bleibt mit ihrem Kochbuch allein in der Küche.

Oswald ist seelenvergnügt nach Hause gekommen. Lauter Lieblingsgerichte sind ihm in Aussicht gestellt, und sein kleines Frauchen hat dieselben eigenhändig zubereitet. Doch was ist das? Schon zweimal hat er geklingelt, niemand öffnet! Er schließt endlich selbst auf und eilt in das Wohnzimmer. „Paula, Paula!“ ruft er besorgt. Keine Antwort. Noch lauter ruft Oswald. Da hört er eine schwache, klägliche Stimme von der Küche her antworten. Er öffnet die Küchentür: da sitzt sein armes Frauchen mit verweinten Augen, das Kochbuch in der Hand. Auf dem Herde verschiedene problematische Kochresultate. Er weiß alles! Vor allen Dingen ein paar tröstende Worte seinerseits, es werde ja nicht so schlimm sein, das Kochbuch müsse doch alles richtig angeben. Dann kostet und liest er abwechselnd. Doch die Kloßchen sind und bleiben zu weich, die Rüben zu hart, und der Pudding will absolut keine Vermunft annehmen.

Minna kehrt eben aus der Waschküche zurück, sie kann sich kaum des Lachens enthalten bei dem Bilde, das sich ihr darbietet. Sanft schiebt sie das Ehepaar aus der Küche hinaus, eine halbe Stunde später sind die Kloßchen, die Koteletten und der Pudding wohlgeraten auf dem Tischtisch; nur den Rüben war nicht zu helfen.

Paula blieb den ganzen Tag über betrübt, das also war ihr erstes Mittagessen. Ein Jahr später ist sie eine perfekte Köchin, ihr verdirbt kein Gericht mehr, denn sie hat jetzt eingesehen: die Praxis ist im Leben mehr wert, als alle Theorie, zumal beim Kochen!  
G. D.

## Moderne Heirat.

Skizze aus dem Leben von E. Eiß-Blanc.

Nachdruck verboten.

Es in Juniabend — lind, weich, himmellark. Die Natur fängt an zu träumen, Schmetterlinge und Blumen sind schon eingeschlafen, nur die Leuchtkäfer und Nachtigallen wachen; langsam ziehen die Sterne auf.

Ueber die Hochebene streift der Abendhauch. Er wispert im Korn, das grüßend seine behaarten Häupter wie eine an-dächtig-entblöhte Gemeinde neigt. Felder und Wiesen dehnen

wo mit unzähligen Lichter Augen die Stadt herüberglänzt, wie riesengroße Leuchtkäfer funkeln sie durch das umgebende Dunkel von Baum- und Bergschatten. Dort unten weilt der Geliebte, seit heute ihr Verlobter; noch kann sie das Glück nicht fassen, es kam zu plötzlich.

Wie im Traum läßt sie sich auf die Steinbank nieder, um in der Abendstille den heutigen Tag noch einmal zu durchleben, als wolle sie ihn aufzeichnen in ihrem Geist, in ihrer Seele und ihn für alle Zeit dort unsterblich festhalten. Sie lehnt den Kopf an den Stamm der Linde und schließt die Augen.

Majestätisch steigt der Vollmond hinter dem gegenüberliegenden Laubdunkel ihres väterlichen Parkes auf, rotgolden, als sei er aus dem Sonnenuntergang geboren. Noch scheinen seine Strahlen nicht, nur mattes Licht erhellt die Welt und weckt die eingeschlummerte Fernsicht wieder.

Der Mondschimmer fällt auf das junge, blasse Gesicht, mit den geschlossenen Augen; das Mädchen ist weder schön, noch interessant, aber eine gütige, demütige Einfachheit umgibt sie sympathisch. Ein glückliches, mehr innerliches Lächeln verklärt die Züge; sie erlebt ihn wieder, ihren heutigen Verlobungstag. Wie ist es nur möglich, daß sie dem stolzen, vornehmen, schönen Mann gefiel? Ein Wunder muß ihm die Liebe zu ihr geweckt haben. Sie will ihm ihr ganzes Lebenlang dafür danken und ihn anbeten, ihn, den einzigen, den besten, den edelsten Mann.

Sie schmückt ihn mit allen Eigenschaften ihrer schwärmerischen Phantasie, den Manenoffizier, von dem sie im Grunde weiter nichts bestimmt weiß, als: daß er ein schöner Mann ist, und daß er um ihre Hand angehalten. Für ein so weltfremd und schwärmerisch erzogenes Mädchen vollgiltige Veranlassung, um ihn sofort zum Ideal zu erheben, zu verehren. Sie blickt zu ihm auf, wie zu einem Halbgott, dem sie den Opferrauch ihres reinen, jungen Gefühls in Demut darbringt.

Sie hört im Flüstern des Nachthauches die weiche Stimme wieder, die tonlos vor Erregung um ihre Hand bittet. Wie blaß, wie erschüttert er war, wie eiskalt seine Hand — wie er sie lieben muß, um offenbar zu leiden unter der Qual des Zweifels. Ihr Herz strömt über in beseligendem Wonnegefühl: sie meint seinen stüchtigen Kuß zu fühlen, mit dem er ihre Hand beim Abschied streifte; zurückhaltend, wie er selbst, ist seine Liebeskuß, und das macht ihn ihrer scheuen Natur nur teurer. Das Mädchen seufzt leise, wie schwer er doch war, dieser kurze, erste Abschied nach selbigem Finden. Aber der strenge Dienst war ihr grausamer Feind, den den Geliebten abrief, den ihn den ganzen Abend fern von ihr in der Kaserne, in der großen, häßlichen Kaserne hielt.

Und der Abend ist so zauberhaft schön, so feierlich in seiner duffenden stillen Pracht — langsam schlägt sie die guten, hellen Augen auf. Wie gelbende starrt sie in den großen Vollmond, der ihr stumme Beobachter gewesen, ein zärtliche Weichheit überkommt sie. Wie schön sind Welt und Leben! Lieb-

losend streichelt sie den Hund zu ihren Füßen, dann schaut sie mit schwärmerischem Lächeln zum Abendhimmel auf.

„Du lieber, goldiger, großer Mond, vielleicht siehst du er jetzt zu dir emporkommt und denkt an mich! Vielleicht steht er daheim am Fenster seines einsamen Soldatenzimmers, von dem er mir so oft erzählt, daß mir ist, als sei ich dort gewesen. Ich sehe mit den Augen meiner Seele die Bilder seiner Eltern an der Wand, den großen braunen Schreibtisch, an dem er arbeitet. Wenn mein Geliebter heut zu dir emporsieht und an mich denkt und unsere Liebe, dann bring ihm meine Grüße!“

Der Mond brauchte sich nicht damit zu befästigen; der Geliebte dachte ebensowenig an ihn, wie an die ferne Ver-



Rokoko. Gemälde von O. Erdmann.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl's Kunstverlag, A. G. in München.

sich auf der Fläche, und dazwischen stehen in geraden Reihen, wie Regimenter, vollbelaubte Kirschbäume, alles im dämmernen Halbschatten. In der Luft schwebt ein würziger Geruch von blühendem Korn, frischem Gras und wildem Thymian, der am Feldrain blüht. Matt glänzt der staubgraue Weg, auf dem eine schlanke, zierliche Frauengestalt langsam dahingeht. Ihre Hand streicht spielend über die Kornähren am Rande, hinter ihr trottet ein mächtiger Hund.

Lautlos, wie ein Schatten, schwebt sie durch das stille Feld. An einer Steinbank unter einer alten Linde bleibt sie stehen und schaut ins Weite; das Land liegt im Dämmern des aufgehenden Mondes. Das Mädchen blickte hinunter ins Thal,

erglänzt, wie  
 ende Dunkel  
 der Geliebte,  
 nicht fassen,  
 sank nieder,  
 einmal zu  
 in Geist, in  
 festhalten  
 und schließt  
 gegenüber-  
 dunkel ihres  
 fes auf, rot-  
 er aus dem  
 ng geboren.  
 seine Strah-  
 mattes Licht  
 st und wech-  
 merte Fern-  
 immer fällt  
 , blasse Ge-  
 geschlossenen  
 Mädchen ist  
 noch intere-  
 e gütige, de-  
 heit umgiebt  
 Ein glück-  
 merliches Läch-  
 die Züge; sie  
 ieber, ihren  
 lobungstag.  
 möglich, daß  
 , vornehmen,  
 gefiel? Ein  
 hm die Liebe  
 haben. Sie  
 anzes Leben-  
 unken und ihn  
 , den einzig-  
 en, den edel-  
 cht ihn mit  
 haften ihrer  
 n Phantasie,  
 zier, von dem  
 weiter nichts  
 , als: daß er  
 kann ist, und  
 re Hand an-  
 e ein so welt-  
 wärmerisch er-  
 en vollgiltige  
 um ihn sofort  
 u erheben, zu  
 blickt zu ihm  
 einem Halb-  
 den Opfer-  
 einen, jungen  
 mit darbringt  
 im Flüstern  
 hes die weiche  
 er, die tonlos  
 g um ihre  
 Wie blaß, wie  
 war, wie eis-  
 d — wie er  
 ß, um offen-  
 n unter der  
 weifels. Ihr  
 über in be-  
 Wonnegefühl-  
 nen flüchtigen  
 t, mit dem er  
 beim Abschied  
 thaltend, wie  
 e seine Lieb-  
 das macht ihr  
 Natur nun  
 Mädchen seufz-  
 wver er doch  
 urze, erste Ab-  
 ligen Finden  
 e Dienst war  
 er Feind, der  
 n abrief, der  
 en Abend fer-  
 er Kaserne, in  
 häßlichen Ka-  
 Abend ist so  
 ön, so feier-  
 er dustenden  
 t — langsam  
 e guten, heller  
 Wie geblende  
 den großer  
 er ihr stumme  
 gewesen, ein  
 eichheit über  
 Wie schön sind  
 Leben! Lieb-  
 a, dann schau  
 mel auf.  
 icht sieht auch  
 elleicht sieht e  
 mers, von dem  
 dort gewesen  
 r seiner Eltern  
 ), an dem er  
 vorsieht und an  
 eine GrüÙe!  
 belästigen; da  
 die ferne Ver



**Das neue Brüderchen.** Gemälde von A. Schröder.  
 Photographieverlag von Franz Hanffstaengls Kunstverlag, A. G. in München.

lobte. Was gingen den bräutlichen Manenoffizier in seiner wilden Verzweiflung Sonne, Mond und Sterne an?

Er saß in einem parfumierten, schwülen, matterleuchteten, dunkelroten Boudoir mit der gebeugten Haltung eines Schwergelährten, den ein jäher Schlag getroffen. Die Hände hingen schlaff herab, das vornehm-gechnittene Gesicht war in leidenschaftlicher Qual verzogen.

Vor ihm stand ein interessantes, dunkelhaariges Weib. Ihre schwarzen Augen flammten in heißer Empörung auf ihn nieder; wie ein Racheengel erschien sie dem gequälten Mann.

„Hilda, Hilda,“ murmelte er dumpf, „ich konnte nicht anders, Gott weiß, wie schwer es mir geworden!“ Und aufstöhnend schlägt er die Hände vors Gesicht.

Einen Augenblick zuckt wildes Weh — war es Mitleid mit sich, mit ihm? — über das lächne, schöne Gesicht der Frau, dann lastet sie schneidend auf. „Du konntest nicht anders? O, ihr Herren der Schöpfung könnt nur, was ihr wollt, und das dürft ihr auch. Du darfst dich verloben, mich verlassen und zu gleicher Zeit drei Menschen unglücklich machen, da ist weder Kläger noch Richter — moralischer Mord wird nicht bestraft — o, weise Gerechtigkeit! Den dummen Menschen, die sich nicht selbst zu schützen wissen, geschieht schon recht. Warum habe ich mich nicht vor dir gehütet? Es gab eine Zeit, wo ich dich liebte und floh — ich ahnte die Verführung und wollte ihr aus dem Wege gehen, aber du warst unerbittlich. Warum? Um mich später zu verlassen? War es ein raffinierter Racheplan? Er konnte nicht grausamer erdacht werden. Warum thatest du mir das?“

„Weil ich dich liebte mit dem Anbeginn jener Blut, die mich verzehrt, die mir mein Herz, meine Seele und — wollte Gott! — mein Leben kostet. Aber noch lebe ich, noch bin ich bei dir und kann dich mit meinen Armen halten, Geliebte meiner Seele!“ Jäh aufspringend will er das schöne Weib an sich reißen, sie stößt ihn schroff zurück.

„Du kannst es nicht mehr! Keinen Schritt weiter!“ Mit gebieterischer Handbewegung weist sie ihn ab; er gehorcht unterwürdig, halb unbewußt.

Ein dämonischer Zauber liegt in der stolzen Frau; der Mann steht vollkommen unter dem Vann ihres starken Willens und ihrer feurigen Schönheit. Wie eine gereizte Tigerin schreitet sie in dem phantastischen Gemach auf und nieder — auf und nieder. Selbst Wildheit und Aufregung vermag ihre Grazie nicht zu zerstören. Das leichte rosa Gewand schmiegt sich schmeichelnd an die üppig-kräftvollen Glieder, es rauscht in langer Schleppe über den weichen Smyrnateppich, die Diamanten in den kleinen Ohren werfen bläulich-rote Strahlen, wie funkelnde Augen. Er folgt mit verzehrender Leidenschaft jeder ihrer Bewegungen, er wendet keinen Blick von ihr.

„Du hast dich also verlobt,“ sagt sie plötzlich vor ihm stehenbleibend, ganz veränderten Tones, und streicht sich mechanisch mit der Hand über die Stirn, „du hast dich verlobt? Wirklich verlobt?“ Einzelne, abgerissen fällt jedes Wort von ihren Lippen. „Ich muß es mir immer wieder und wieder sagen (es klingt wie eine rührende Bitte um Entschuldigung), sonst kann ich es nicht fassen, daß du, auch du — erbärmlich bist!“ Dieser Ausschrei trifft den Mann ins innerste Herz.

Er sinkt außer sich ihr zu Füßen und umklammert ihre Knie: „Hilda, du einzig angebetetes Weib, was habe ich gethan! Weine mit mir, aber verdamme mich nicht. Bei Gott, ich leide mehr als du, aber ich mußte, ich mußte; Hilfe war unmöglich. Die Gläubiger drängten, verfolgten, quälten mich; sie drohten, sich an den Kommandeur zu wenden, die Schulden waren riesengroß, mir blieb keine andere Wahl, als mich reich verloben, oder — den Dienst quittieren.“

„Und warum wähltest du nicht das letztere?“ Atemlos, gespannt, mit brennenden Augen sieht sie ihn an.

Einige Sekunden ist Totenstille, nur die Raminuhr tickt — dumpf murmelt von ferne der Straßenlärm.

„Den Dienst quittieren?“ wiederholt er verständnislos, kopfschüttelnd, „ja wovon hätte ich denn leben sollen?“

„Feigling!“ Sie befreit sich heftig von seinen umklammernden Händen.

Unjüngliche Verachtung liegt in Wort und im Blick, mit dem sie den noch immer am Boden Knienden streift. „O, ihr stolzen Helden in Königs Rock, wie manche von euch feige sind! Die einen fürchten die bürgerliche Arbeit, die anderen das Vorurteil. Ihr sprecht öffentlich so viel von eurer Ehre und handelt auf schlechtem Wege so oft dagegen; des Morgens aber im Waffenrock mit blanken Knöpfen, da haltet ihr euch selbst für Helden, und das große Publikum wagt nicht zu widersprechen.“

„Aber Hilda, höre, beruhige dich, halte ein mit deinen unsinnigen, ungerechten Anklagen!“

„Ungerecht?“ Ihr Lachen klingt hart und peinvoll. „Ist es nicht Lüge, erbärmlicher Betrug, daß du einem andern, ahnungslosen Mädchen, die dir ein Heiratsvermittler als reich angepriesen, Liebe heuchelst, damit sie mit ihrer Hand deine Schulden bezahlt? Ist es nicht ehrlos, ein anderes Weib, das du zwei Jahre lang zu lieben vorgabst —“

„Gott ist mein Zeuge, wie wahr, wie über alles ich dich liebe!“ Sein Ton klingt beschwörend.

„Zu lieben vorgabst,“ wiederholt sie unbeirrt, „plötzlich fürs Leben zu verlassen?“

„Fürs Leben verlassen?“ Ihm schwindelt, er schüttelt verständnislos den Kopf, „aber Hilda, das kann ich ja gar nicht, du darfst das nicht so tragisch nehmen, das kann dein Ernst nicht sein!“ Angstvolles Flehen zittert in den Worten.

„Mein Ernst! Das ist doch die natürliche Folge deiner Verlobung!“ Sie begreift ihn nicht. Da zuckt ein Blitz plötzlichen Verständnisses über ihre Züge: „Edgar, Edgar,“ murmelt sie dumpf, „dachtest du, daß wir uns nach deiner Verlobung weiter sehen und lieben würden? Hieltest du das für möglich?“ Maßloses Staunen und versteckte Drohung klingen aus der Frage.

Der Mann hängt schuldbehaftet den vornehmen, schmalen Kopf.

Ein dumpfer Laut entfährt ihr, sie rast vor beleidigtem Stolz, sie kennt sich selbst nicht mehr. Die ganze wilde Leidenschaft ihres Wesens wandelt sich in Horn und Empörung. Auf und nieder, auf und nieder schreitet sie das achteckige Gemach, mit verdrängten Armen, totenblau, die Lippen aufeinandergebissen; die feinen Nasenflügel bebend.

„Also das ist das Ende heißer, großer Frauenliebe — unjüngliche Verachtung. Wie erbärmlich, wie vor mir selbst gedemütigt bin ich — durch deine Liebe!“ Sie bleibt mit ver-

drängten Armen herausfordernd vor ihm stehen, „wie konntest, wie durftest du mich so beleidigen!“

Er schlägt den Blick nieder vor ihren flammenden, unerbittlichen Richter Augen; nie scheint ein Mann erbärmlicher, als wenn er um ähnerer, selbstlicher Gründe willen das Weib seiner Liebe verläßt. „Reize mich nicht bis zum äußersten,“ murmelte er dumpf, „das ist mehr, als ein Mensch ertragen kann.“

„Als ein Mann ertragen kann!“ verbessert sie höhnend, „ein Weib ist heroischer im Leiden. Danke Gott, du hast das bessere Teil erwählt, ich war nicht so verächtlich, wie du glaubtest, von dir aber — trifft mich das Gegenteil und das, das thut mir bitterweh.“ Ihre Stimme bricht in plötzlichem Schluchzen.

Der Mann hört es wie eine Himmelsbotschaft, er weiß ihre weiche Stimmung zu nützen.

In raschem Entschluß springt er auf, faßt mit starkem Griff ihre beiden Hände und zieht sie zu sich nieder auf den Divan. Sie sieht ihn irren Blickes an und folgt willenlos, als hätten die Thränen ihre Energie gebrochen.

„Hilda, Hilda,“ (da ist er wieder, der bestrickende Ton seiner weichen Stimme, die sich durchs Ohr in ihr Herz geschmeichelt) „verdamme mich nicht, sei nicht hart, ich kann es nicht ertragen. Dir gilt das einzig-große, das beste Gefühl meines Lebens. Ich mag viel geübdigt haben, du aber bist die einzige Frau, die ich wirklich und wahrhaft geliebt, die ich bis an meines Lebens Ende lieben werde.“ Ueberwältigt beugt er sich nieder und küßt wieder und wieder ihre Hände, seine heißen Thränen fallen darauf. „Meines Lebens lebenswerter Teil stirbt mit der Trennung von dir,“ flüstert er halb-erstickt, „du allein hast meine Seele, Hilda, bewahre das Andenken an die glückseligen Stunden unserer Liebe, laß uns beiden die letzte Zuflucht sehrender, ungetrübter Erinnerung.“

„Aber diese Erinnerung grinst mich an wie ein Ungeheuer, das mir die Selbstachtung raubt,“ klagt sie schneidend. „O, diese verfluchte Seligkeit, dieser Mummenschanz der Gefühle, die sich zuletzt in Reue und Verachtung wandeln!“ Aufspringend greift sie klagend mit beiden Händen nach ihrem schmerzenden Kopf, in die dicken, drückenden Haarmassen.

Und die Adeln lösen sich. Wie ein Mantel fallen die blauschwarzen Wellen über das rosa Gewand, das stolze Weib ist wunderbar schön.

Wie im Traum spricht sie halblaut vor sich hin: „Warum wolltest du nicht arbeiten? Ich hätte geholfen, o, so fleißig geholfen und gespart. Meine Gage ist groß — eine Künstlerin wird hoch belohnt — wir hätten beide verdient. Wir hätten unser Glück und unsere Zukunft geschaffen, um unserer Liebe zu leben.“ Die Worte erstarben unverständlich, in leisem Bestlaut.

Ihr Kummer schneidet ihm ins Herz; ihre Schönheit bezaubert ihn, nie hat er sie berückender gesehen. Nein, er kann die Trennung von ihr nicht ertragen, einen Augenblick denkt er daran, seine Verlobung aufzulösen, seine Leidenschaft schlägt hoch auf in wildem Sehnen. „Hilda, Hilda —“ er will sie an sich ziehen, seine Stimme klingt heißer, sein Blut fiebert. „Nimm mich nicht an!“ Unnahbar, unerschütterbar, hoch aufgerichtet steht sie vor ihm. Ihre Aufregung wich eisiger Ruhe. „Was du gethan, ist nicht mehr rückgängig zu machen, du hast gewährt und mich verloren!“

Er zuckt jäh zusammen in fassungslosem Schmerz, in den schwarzen Augen der schönen Frau blüht die grausame Gemüthung des tödlich beleidigten Weibes.

„Du hast mich für immer verloren!“ Ihre Stimme klingt kalt und hart: „Jetzt geh.“ Ihr ausgestreckter Arm weist nach der Thür.

Der Mann zögert, stehend schlägt er die blauen, wunderschönen Augen zu ihr auf.

„Geh!“ wiederholt sie heftig und tritt leidenschaftlich mit dem Fuß auf. Sie beißt die Zähne aufeinander vor wildem Schmerz; sie fürchtet sich vor sich selbst, ihre ganze Seele hängt ja an ihm, dessen aristokratische, weiche Männerlichkeit ihr nie bestrickender erschienen, als in der Todesstunde ihrer Liebe.

Er ist wortlos; flackernd irrt sein leidenschaftlicher Blick über die vor ihm Stehende hin; keine Muskel zuckt in den energischen Zügen des dämonisch schönen Weibes. Sie scheint erstarrt, leblos, wie aus Stein gemeißelt.

Da senkt er den Kopf; seine Hoffnung starb. Tief, wie vor einer Königin neigt sich seine hohe Gestalt — er geht. Rauschend schlagen die seidenen Portieren hinter ihm zusammen.

Einen Moment hält er atemlos lauschend im Vorzimmer inne; rief sie nicht seinen Namen? Nein — kein Laut, kein Geräusch, alles bleibt totenstill.

Zu Ende. Er weiß, er hat seine Liebe für immer verloren.

Ein trüber, trostloser Septembertag. Der Himmel ist einförmig grau, unablässig, geräuschlos, wie heimliche Thränen rieselt ein feiner Regen nieder.

Die Natur ist gedrückt und mutlos; der Herbstwind streicht über die Stoppeln, ein durchdringender Geruch von faulendem Laub liegt in der schweren Luft. Sie und da taumeln die ersten, lebensmüden Blätter von den Pappeln, die zu beiden Seiten der Landstraße stehen, die sich schlüpfzig und endlos im Regen dehnt.

Ein schwerfälliger Glaswagen mit zwei stattlichen Pferden, Kutscher und Diener rasselte über die holperigen Steine. Drinnen sitzen drei Kavallerie-Offiziere in voller Uniform: ein junger, selbstgefälliger Husar und zwei ältere, blaßfarbene Mannen. Der eine wippt mit der verschossenen Quaste des Fensterriemens die feuchtbeschlagene Scheibe ab und starrt über die verregneten Felder.

„Ein Hundewetter!“ brummt er halblaut. „Der arme Edgar hat einen ausgefuchst schlechten Hochzeitstag, nicht gerade ermutigend.“

„Armer Kerl,“ meint mitleidig der andere, „er kann einen jammern, es wird ihm verkauft schwer. Er ist seit seiner Verlobung wie ausgewechselt; du lieber Gott, früher war er der ausgelassenste Kamerad, jetzt ist er wortkarg und sieht erbärmlich aus, wie verstimmt geht er rum.“

„Na, hört, das ist kein Wunder! Ein Weib, wie Hilda, für die kleine, schwärmerische, bleichsüchtige Millionärin aufzugeben, muß kein Spaß sein.“

„Nein, weiß Gott! Und die schöne Hilda soll seine Verlobung riesig tragisch aufgefaßt haben. Von ihm erfährt man freilich kein Wort, er schweigt wie das Grab, und zu fragen traut sich keiner, aber es heißt, sie habe ihm sofort die Thür gewiesen.“

„Das ist hart, aber ich glaube, sie hat Courage, vermutlich mehr, als der arme Edgar. Die beiden waren ein paar Prachtgestalten, wie geschaffen für einander. Jammerrade, daß dem guten Jungen das Messer so an der Kehle stand.“

„War keine andere Rettung?“

„Keine! Reich verloben, Amerika, oder —“ Der Kamerad macht mit dem Finger die Gebärde des „Kopfabschneidens“.

„Armer Kerl,“ murmelt achselzuckend der Husar und schmiegt sich voll behaglichen Mitleids tief in die Wagenkissen. Durch sein Bedauern klingt die freundige Genugthuung, daß er nicht an Edgars Stelle ist. „Wer hat ihm die Millionärin eigentlich vermittelt?“

„Die sogenannte Frau Baumeister G. Sie hat sich 20000 Mark bar ausbedungen, wenn die Partie zustande kommt.“

„Eine raffinierte Geschäftsfrau. Schlaue, wie keine zweite! Wißt ihr, wie sie sich und Edgar eingeführt? Auf dem Rittergut stand ein frommes Wagenpferd zu verkaufen, da — sie hat tadellose Manieren — stellte sie sich als Käuferin vor und Edgar als den sogenannten Sohn einer sogenannten Freundin, der ihr mit seiner kavalleristischen Erfahrung beistehen wolle. Sie soll auf ähnliche Weise schon mehrere Millionenehen vermittelt haben.“

„Solche Agenten sind eine rechte Wohlfahrtseinrichtung des neunzehnten Jahrhunderts.“

„Ja, das ist wahr. Wenn einen die Schulden zur Verzweiflung treiben, läßt man sich in ein reiches Haus einschmuggeln, macht der Tochter die Cour, und in wenig Wochen bezahlt der freundliche Schwiegervater alle Verpflichtungen des künftigen Sohnes. Man wird schuldlos wie ein neugeborenes Kind — ein molliger Zustand!“

Die Kameraden lachen amüsiert.

„Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wundern soll,“ spinn nachdenklich der ältere Mann das Gespräch fort und streicht lieblos über seinen dünnen Scheitel, „ob über die gefälligen Schwiegerväter, die unsere Schulden bezahlen, oder über die kleinen Töchter, die uns heiraten wollen.“

„Sie sind einander würdig, große Familienähnlichkeit zwischen beiden!“

„Welche meinst du? Nächstenliebe oder Eitelkeit?“

„Natürlich Eitelkeit! Wertwürdig, wie wir imponieren.“

„Na, höre mal —“ der junge Husar streicht selbstgefällig den keimenden Schnurrbart — „oft ist es auch bei den Mädchen die Liebe.“

„Tant pis pour elles!“ giebt der erste Sprecher mit häßlichem Lachen zurück. „Uebrigens — wie ist Edgars Braut?“

„Ach ja, du warst ja nicht auf dem Bolterabend. Wie sie ist, die kleine Emmy? Eigentlich gar nicht — mager, harmlos und rasend verschwärmt in ihren schönen Verlobten.“

Der Mann wiegt bedenklich den Kopf: „Und er?“

„Er ist ausgefuchst höflich und gezwungen, behauptet, nicht wohl zu sein, und die Kleine läßt ihn besorgt keinen Moment aus den Augen.“

„Das mag dem armen Jungen höllisch lästig sein! Er ist wirklich zu bedauern.“

Sie schweigen und hängen ihren Gedanken nach.

Kurz vor ihrer Ankunft glätten sie zum letztenmal den Schnurrbart, streichen über die tadellos sitzenden Handschuhe, werfen einen prüfenden Blick in den Wagen Spiegel, sehen die der Situation entsprechende, feierliche Miene auf — der Wagen hält mit kühnem Ruck vor der eheunmrannten Rampe des stattlichen Herrenhauses.

Aus einem Feldweg biegt ein zweiter Wagen in die Chaussee ein. Er bekommt einen heftigen Stoß — der Uebergang ist löcherig — und drei lachende junge Mädchengesichter, drei Brautjungfern, sehen komisch-erschrocken zum Fenster heraus und fragen den Kutscher, ob er zufällig ein Rad verloren habe.

Der alte Graubart schmunzelte über die jungen Dinger: „Na, das wäre schön, zur Hochzeit ein Rad verlieren,“ brummt er gutgelaunt und treibt die behäbigen Gänse an.

„Schnell, Jochen, wir kommen zu spät!“ ruft's wieder aus dem Wagen.

„Hat das 'ne Ungebuld, die Jugend, und hat noch so'n langes Leben vor sich!“ Der alte Philosoph schüttelt den Kopf und knallt mit der Peitsche.

Im Wagen herrscht vernünftige Hochzeitsstimmung. Zwei Durchschnittsblondinen, eine in Rosa, die andere in Blau, und eine Brünette in Creme-Seide mit ausdrucksvollem Gesicht und klugen Augen, sitzen vorsichtig, damit sie ihre Prachtgewänder nicht zerdrücken — jede mit einem Bouquet auf dem Schoß — in der altmodischen Kutsche. Sie ist geräumig, wie eine Stube.

„Kinderchen, zur Hochzeit fahren ist himmlisch!“ seufzt befriedigt die in Rosa und nestelt an ihren Blumen.

„Ja, aber nur für die Gäste; mir thut dabei immer die Braut leid,“ sagt die Brünette philosophisch.

„Warum?“ staunen die beiden anderen empört, „gerade sie ist zu beneiden.“

„Hm,“ sie rümpft das kecke Näschen und zieht eine Grimasse, „die Braut amüsiert sich nie. Die verweinten Augen und die rotgeweinte Nasenspitze unter dem weißen Schleier fand ich bisher eher unfließsam, als beneidenswert.“

„Bist, wie prosaisch! Du hast eben gar keine Illusionen.“

„Geh mir mit dem schwindeligen Zeug, den Illusionen!“

„Na, höre mal, die Hochzeit, die Liebe, ein so schöner, ritterlicher Mann, er sieht aus, wie ein Troubadour, wie ein echter Held, Emmys Bräutigam! Nennst du das alles Illusionen, und noch dazu schwindelichtige? Ich beneide Emmy; sie betet ihn an, den Einzigen. Du solltest die süßen Gedichte lesen, die sie auf ihn gemacht hat, die beiden werden den Himmel auf Erden haben. Sie kommt sich seiner so unwürdig vor; das kann ich mir denken, denn sie ist gar nicht hübsch, die gute Emmy, aber Schumanns Frauenliebe und -Leben singt sie jetzt zum Weinen schön. Alle Tage schreibt sie einmal, manchmal sogar zweimal an ihren Edgar — schon sein Name ist ein Gedicht. Sie wollte keinen Gedanken haben, den er nicht wußte, sie fand es Sünde, daß sie früher für ihren Religionslehrer geschwärmt, und beidete es ihrem Verlobten schriftlich — das alles finde ich himmlisch, poetisch.“

„Nimm mir's nicht übel, ich finde es exaltiert, unvernünftig. Solche Schwärmerie ist einfach ungesund, aber so lieben leider noch die meisten von uns, und darum werden viele mehr unglücklich durch die Liebe, als glücklich. Ein Liebes-

frühling mit kraftlosen Blumen; sie wachsen in überschwänglicher Fülle ohne Blatt, ohne Halm, wie die Herbstzeitlosen, und liegen beim ersten Anfall der Wirklichkeit sterbensmatt am Boden. Solche Liebe muß einem Mann lächerlich, lässig sein, und — überhaupt diesem Mann!

„Wie so gerade ihn?“ „Weil die Art und Weise, wie er Emmys Liebe einfach über sich ergehen läßt, ohne —“ Die Brünnette beißt sich ärgerlich auf die Lippen, als habe sie in ihrer Festigkeit schon zu viel gesagt.

„Was?“ stutzen verständnislos die blonden Schwestern, „ohne die seine zu zeigen, willst du wohl sagen? Mein Gott, ein Mann verbirgt eben seine Gefühle, daß man wenig —“

„Der gar nichts davon merkt!“ ergänzt die Brünnette trocken. „Sie sieht völliger Gefühlslosigkeit zum Verwechseln ähnlich, diese erstaunliche, männliche Selbstbeherrschung; aber freilich (einklenkend) ein Mann begreift dies überschwängliche Gethue nicht, wir Mädchen machen uns einfach dadurch lächerlich; dieses Schwärmen und Himmeln trübt den meisten von uns den Verstand, wenn wir ihn gerade am nötigsten brauchen! Sie paßt besser in die Werther- als in unsere Zeit, und das ist um so verhängnisvoller, wenn man reich wie Emmy ist. O, wenn ich Millionärin wäre, ich wollte dem Kreisrennen um meine Hand bald ein Ende machen!“ Sie ballt heimlich die kleinen Hände; sie ist leider die einzige, die Edgar mit seiner aristokratischen Schönheit und seinem alten Namen nicht zu blenden vermöchte.

„Du kannst eben nicht lieben,“ meinen die beiden Blondes nichtachtend, fast verächtlich.

Die Brünnette lacht und rüchert an ihren Blumen: „Doch! Aber anders, als ihr, vielleicht positiver. Ich muß wissen, was ich lieben und achten kann außer einem Schnurrbart und einer langen Figur. Was für ein Jammer, daß die meisten von uns Mädchen noch so weltunklug, blind und dadurch untauglich fürs Leben sind. Wie wenige von uns werden zur Selbsthilfe erzogen! Die meisten werden verheiratet, d. h. auf Gnade oder Ungnade in die Ehe gegeben.“

„Ich finde, du hast schrecklich unweibliche Ansichten,“ tadelt sie die ältere, blonde Cousine und zieht ihr eitles, einfältiges Gesicht in strenge Tugendfalten.

Die Angeredete zuckt geringschäpnd die Achseln und lehnt sich schweigend in die Wagentischen zurück.

Die beiden Blondes verstehen sie nicht, sie sind beständig verschwärmt, nur der Gegenstand wechselt. Sie versinken in Träumerei, denken an das Fest und die bevorstehenden Brautführer, für die sie sich bereits lebhaft interessieren, ohne sie zu kennen.

Auch die junge Brünnette denkt an die Hochzeit, aber ihre klugen, grauen Augen sehen ernst zum Fenster hinaus über die regenfeuchten, lehmigen Felder hinauf zum bedeckten, nassen Himmel, alles trübsal und grau. Sie seufzt tief auf. Ihr scharf entwickelter Geist ahnt dunkel das Schicksal der Ehe, die heute geschlossen werden soll; ihr Herz zieht sich schmerzlich zusammen im Gedanken an die unselbständige, hilflose Freundin.

O, daß man nicht eingreifen kann ins Schicksalsrad, wenn man voraussieht, wen es zermalmen wird, wenn man sieht, wie es ansholt zum Schlage. Sie ist schrecklich, die Hilfslosigkeit des klaren Verstandes, der blinden Unvernunft gegenüber. Arme kleine Emmy! Der Himmel ist grau, der Regen fällt — sie hat einen trostlosen Hochzeitstag.

Knirschend biegt der Wagen in den Kiesweg des Schloßhofes ein. Die beiden Blondines fahren erschreckt aus ihren süßen Träumen auf und zanken sich sofort mit erstaunlicher Geistesgegenwart um den Wagenspiegel, vor dem jede zuerst ihre Stirnlöcher ordnen will; sie zupfen hier und da am Kleide (natürlich jede in egoistischer Eitelkeit an dem eigenen!) und sind in nervöser Erwartung; nur die Brünnette sitzt gedrückt, regungslos in ihrer Wagenede.

„Du siehst aus, als ob du zur Leichenfeier gingst,“ tadelt die eine, „wie kalt und gefühllos du doch bist!“

„Meint ihr?“ Der Ton der Fragenden ist wie getränkt von kaltem, überlegenem Spott; ihre klugen Augen funkeln fast feindselig auf die vor Erwartung des Vergnügens unruhig hin- und herrippelnden.

Der Wagen hält. Der Diener reißt den Schlag auf. Graziös und bunt flattern die beiden Blondes aus der schwerfälligen, dunkeln Kutsche, wie aus der Puppe befreite Schmetterlinge.

Langsam folgt die Brünnette, junge Dame; ihr Gesicht ist farblos. Achlos streift die Schleppe des hellen Seidenkleides die feuchten Steinfleien, die ausdrucksvollen Augen sind unnatürlich glänzend, und an den langen Wimpern schimmern feine Tropfen; sind sie naß vom Regen, den der naßkalte Wind bis unter das Glasdach hineintreibt?

Vor der wurmstichigen, eisenbeschlagenen Thür der kleinen, ephemerkrankten Dorfkirche steht trotz des Regens eine gedrängte Menge. Frauen und Männer in bäuerlichem Sonntagsstaat, Kinder mit schluchzenden Köpfen, junge Mädchen mit bunten Tüchern, alte Mütterchen mit Gebetbüchern. Sie stecken die Köpfe zusammen, lachen, schwatzen und sehen neugierig nach dem Eingangsthor, durch welches ein Glaswagen nach dem andern einfährt.

Unablässig sprüht der feine Regen; thränenschwer neigt sich das lange Gras zwischen den halbverfallenen Gräbern, die schiefen Holzkreuze sehen braun und aufgedunsen aus, in beständiger Unruhe schwanken die Cypressen. Unwirsch fährt der Herbststurm in die alten Lindenkronen und reißt und zerrt an den Ästen, daß die gelben Blätter fliegen und unstet zwischen den Grabreihen herumflattern.

Drinne in der alten Dorfkirche versammelt sich allmählich eine elegante, glänzende Gesellschaft. Säbel und Sporen klirren auf den ausgebreiteten Steinfliesen, Seidenstoffe rascheln, hier und da ein Flüstern. Die Damen hüllen sich fröstelnd in Shawls und helles Pelzwerk.

Rötlich glimmern und flackern zahlreiche Wachskerzen um den grüneschmückten Altar, aber sie können die Sonnenhelle nicht ersetzen — düster und grau ist es in dem kleinen Gotteshaus. Eine gedrückte, erzwungene Frömmigkeit bewegt die vornehmen Gäste. Vom Winde getriebene Klopfen draußen die Epheuranken an die hohen, schmalen Fenster; vor der Thür tüchelt die Menge der Schaulustigen; ein paar Sperlinge krähen in den Bäumen. Hier und da lugt ein schluchzender Kränepf neugierig von der Empore, wo sie der Kantor zum Singen um die Orgel geschart hat.

Die Hochzeitsgesellschaft ist wartend, vollzählig versammelt, da rollt draußen der letzte Wagen; er hält. Der grauhaarige Küster reißt die schweren Kirchthürflügel auf; langsam, wie widerwillig erschließen sie das graue Gotteshaus — das Brautpaar tritt über die Schwelle. Die Orgel setzt ein, eine uralte, schlichte Choralmelodie zieht durch den Raum in die Herzen und geleitet sie zum Altar.

Die Braut ist blaß, aber wie verklärt von innerer Seligkeit. Ihre schwärmerischen Augen leuchten fast unnatürlich durch den Thränenschimmer darüber, sie sieht aus wie ein Mensch, der einem vollen, überwältigenden Glück entgegengeht. Der kostbare Atlas ihres weißen Kleides schleppt hinter ihr her, wie ein schmeichelföndes, geheimes Uebel.

In farbenprächtiger, glänzender Uniform schreitet der hohe, stolze Mann teilnahmslos neben der kindlichen Braut; seine Augen sind entgegengewirrt, abwesend — sieht seine Seele in Vergangenheit oder Zukunft? Mechanisch, wie zu einer dienstlichen Pflicht, sporen- und säbelführend, den Helm in der Hand, geht er zum Altar. Und neben ihm gleitet unsichtbar die Erinnerung an die Geliebte, sie weicht nicht von seiner Seite gleich einer Spukgestalt.

O, wenn das junonisch-schöne Weib neben ihm stände! Seine Phantasie schmückt sie mit Kranz und Schleier, er meint ihren weichen Arm in dem seinen zu fühlen.

Gesang und Orgel sind verklungen, die Kerzen knistern, man hört das schmelzende Wachs tropfen; monoton hebt und senkt sich die salbungsvolle Stimme des alten Geistlichen. Und der alte würdige Dorfprediger jenet das ungleiche Paar ein, den Mann mit der qualenden Erinnerung, der den besten Teil seines Daseins ausgelebt und äußerlich, aber nicht innerlich abgeschlossen, das kindlich-unreife Mädchen, die wenig vom Leben weiß und viel davon erwartet, die sich an den Pfosten des Paradieses glaubt. Sie haben sich beide ums Glück betrogen.

„Sei getreu bis in den Tod!“ Laut hallt es durch das gewölbte Gotteshaus; segnend legt der alte Seelsorger die weiße Hand auf den Scheitel seines Beichtkinds. Tief neigt sich das junge Haupt, wie in Vorahnung der übergroßen seelischen Last, welche dieser Spruch ihr auferlegen wird. Welche Grausamkeit liegt oft in einem Bibelwort!

Die Ceremonie ist vorüber, die eiteln Gesichter der verblendeten bräutlichen Eltern strahlen vor freudiger Genugthuung. Die Kirchthüren werden geöffnet, die Wagen fahren vor, die Landleute drängen sich so nah wie möglich herzu. Unablässig fällt der feine Regen.

„O weh, es regnet der Braut in den Kranz,“ jammert ein abergläubisches Mütterchen, „armes junges Blut, das bedeutet Unglück,“ und sie schlägt das Zeichen des Kreuzes über sich.

Oben auf dem rotgedeckten Kirchturm dreht sich freischend die rostige Wetterfahne im Sturm; bescheiden fangen die schlichten Glocken zu läuten an, einfach, ausdruckslos. Was wissen sie, ob sie Leid oder Freude einsegnen und ins Land hinaus rufen?

Ihr Schall weckt ein Käuzchen auf, das in dem verfallenen Gemäuer geschlafen. Es blinzelt verdrossen mit den Augen, schüttelt das nasse Gefieder und ärgert sich über die Glocken und die Menschen, die ohne Läuten weder leben noch sterben können. Ist es ein Begräbnis oder eine Hochzeit? Es streckt den Kopf vor, um mit seinen tagblöden Augen durch den grauen Regenjchleier hinunterzusehen. Es erkennt die Gertrauten und die Eltern der jungen Frau; vor dem Herrenhaus stehen hohe alte Rüstern, deren Zweige fast in die Zimmer wachsen — da hat es manchen Abend gefressen und hineingeschaut.

Und das Käuzchen, der Unglücksprophet, beschließt heute Nacht vor jenen Fenstern zu rufen, länger, unheimlicher, denn je; warum auch wecken es die Hochzeitsglocken?

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Maskenbildes „Januar“.

Fig. 1. Blumenmaske „Primel“. Das für junge Mädchen geeignete, sehr hübsche und einfach herzustellende Kostüm aus weißer Gaze ist reich mit Guirlanden von rosa Primeln und grünem Laub ausgestattet, welche man bei einiger Geschicklichkeit, ohne große Mühe und Kosten, sehr leicht selbst aus Seidenpapier fertigen kann, da bei der heutigen Vorliebe für derartige Blumen zu Dekorationszwecken und dergl. alle zur Blumenfabrikation nötigen Bestandteile vorgefertigt zu haben sind. Den einem Futterrock aus weißem Satin aufliegenden, mit der Taille verbundenen Rock aus Gaze hat man oben eingekräußt und am unteren Rande mit einer plissierten Frisur aus gleichem Stoff begrenzt, deren Ansatz eine Guirlande aus größeren Primeln und Blättern deckt. Gleiche Guirlanden aus kleineren Primeln und Blättern zieren bretellenartig die ausgeschnittene, sehr faltig aus Gaze arrangierte Taille, welche hinten geschlossen und mit kleinen Nermeln aus gleichem Stoff, sowie mit einem hinten mit einer Seidenfäde endenden Gürtel aus grünem Sammetband in der Farbe der Blätter versehen ist. Eine Schleife aus gleichem Band dient auch als Abschluß der auf dem Rock befestigten Blumenguirlande, die scheinbar die Fortsetzung der Taillengarnitur bildet. Ein Collier und Armbänder aus Sammetband, mit kleinen Primeln verziert, sowie eine große Primel als Haarschmuck und eine gleiche, den Fächer ersetzende, vervollständigen das Kostüm.

Fig. 2. Maskenkostüm „Edeldame“. Für unsere Vorlage, in dem sehr kleidsamen Kostüm einer altdeutschen Edeldame, sind dunkelblauer Sammet und hellgelber Atlas, sowie Goldbordüren verwendet. Das Kostüm besteht zunächst aus einem vorn 106, hinten 112 Cent. langen, 216 Cent. weiten Rock, dessen Vorder- und Seitenbahnen aus Atlas gefertigt sind, während die Hinterbahn aus Futterstoff besteht und nur unten etwa 40 Cent. hoch mit ersterem Stoff bekleidet ist; vorn garnieren den Rock, wie ersichtlich, in senkrechter Richtung drei je 6 Cent. breite Goldbordüren. Der obere, vorn auseinander tretende Rock aus Sammet ist vorn dem unteren Rock entsprechend, hinten 130 Cent. lang, 345 Cent. weit, in ganzer Höhe mit Baumwolle, sowie vorn etwa 50 Cent. breit mit Atlasfutter versehen, wie ersichtlich mit Goldborte garniert und am oberen Rande teils glatt, teils eingekräußt, der kurzen Taille gegenangnäht. Letztere aus gleichem Stoff mit vorn edigem, tiefem Ausschnitt ist mit einem Ray aus Atlas verbunden, den man reich mit Goldstickerei verziert und mit Haten und Oesen geschlossen hat; den Ansatz des Lages deckt eine schmale Goldborte, die sich längs des Ausschnittes fortsetzt und auch zu den vorn den unteren Rand der Taille begrenzenden Schlingen verwendet ist. Eng anliegende Ärmel aus Atlas, sowie weite offene

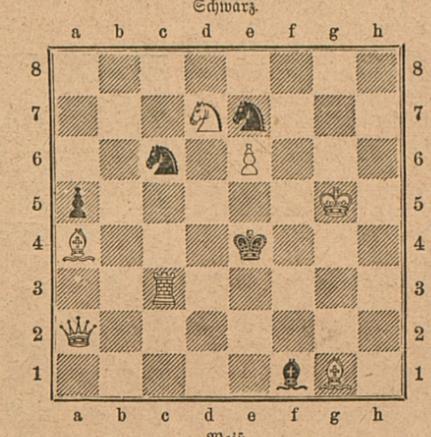
Ärmel aus Sammet, mit breiter Goldborte und Schlingen verziert und mit Seidensutter versehen, sind dem Kleide eingefügt. Zur Vervollständigung des Anzuges dient ein Hut aus Sammet mit zwei langen weißen Straußenfedern garniert; der Kopf des Hutes besteht aus einem runden, 38 Cent. großen Teil, der ringsum in Fältchen gelegt und mit einem flachen, 8 Cent. breiten steifen Rand verbunden ist, den man auf der Innen- und Außenseite mit Sammet bekleidet hat.

Fig. 3. Maskenkostüm „Schottin“. Mit vorliegender Abbildung bringen wir das ebenso eigenartige wie reizvolle Kostüm einer „Schottin“, das für junge Damen eine hübsche und kleidsame Vorlage für einen Maskenanzug giebt. Dasselbe besteht aus einem kurzen, 228 Cent. weiten Rock aus hellblauem Atlas und Gaze Futter, der aus Vorder-, Seiten- und Hinterbahn zusammengesetzt und unten in 11 Cent. breite, 14 Cent. hohe Patten ausgeschnitten ist, die mit Goldbördchen begrenzt, mit Goldsternen benäht und mit einer 17 Cent. breiten Plüschfrisur von gelbem Atlas unterlegt sind. Oben garniert den Rock ein 48 Cent. breiter, 360 Cent. langer, mit Franse begrenzter Schal aus schottischem Seidenstoff in schrägem Fadenlauf, der, vorn zwei Paniers bildend, in Falten arrangiert ist und dessen Enden hinten ineinander geschlungen werden; vorn an der linken Seite hat man auf den Faltenlagen eine etwa 18 Cent. lange, 16 Cent. breite Tasche aus weißem Pelz befestigt. Die unten in Patten endende, ausgeschnittene Taille ist am Außenrande der ersteren mit Goldborte begrenzt, auf denselben mit Goldstickerei benäht und hinten mit ebenen Schnüren geschlossen. Am Ausschnitt hat man einen hellblauen Kassepoil, sowie ein 5 Cent. breites Köpchen aus schrägem schottischem Seidenstoff angebracht, das durch ein Gummiband zusammengehalten wird; mit gleichem Seidenstoff sind pufsenartig die kurzen Ärmel bekleidet. Zur Vervollständigung des Anzuges dient eine Mütze, sowie eine an den Querseiten mit Franse begrenzte, 47 Cent. breite, 260 Cent. lange schottische Schärpe, die, wie ersichtlich, um die Taille gelegt und auf der linken Achsel ineinander geschlungen wird. Für die Mütze ist ein 33 Cent. großer runder Teil aus hellblauem Atlas und Schirtingfutter erforderlich, den man ringsum in Fältchen gelegt und mit einem 3 Cent. breiten, 57 Cent. weiten Rande aus schottischem Stoff verbunden hat, welcher mit Goldbördchen verziert ist; vorn garniert die Mütze ein Federbusch. Hohe Knöpfstiefel aus gelbem Leder vervollständigen den Anzug.

Bezugquellen für Maskenkostüme: G. Br. Nick, vorm. J. J. Grohe, Berlin W., Friedrichstr. 76 I; für vorgefertigte Blumentheile: G. Hornrath, Berlin W., Charlottenf. 62.

Schach.

Aufgabe Nr. 305. Von J. Slater. Schwarz.



Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 136.

Für die folgenden 23 Wörter: 1. Morgen, 2. Schatten, 3. Scherz, 4. Schmerz, 5. Arm, 6. Schlecht, 7. Wirkung, 8. Nacht, 9. Anfang, 10. Vor, 11. Stadt, 12. Niemals, 13. Ueberfluß, 14. Körper, 15. Schande, 16. Breit, 17. Außerhalb, 18. Fern, 19. Schüchtern, 20. Klug, 21. Zwerg, 22. Hagestolz, 23. Form sollen andere von entgegengesetzter Bedeutung gewählt werden, deren erste Buchstaben hintereinander gelesen, ein bekanntes deutsches Sprichwort bilden. Wie lautet das Sprichwort?

Zweifelbige Charade.

Die erste — thu's nicht einem jeden! Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Und prüfe, ob sein Thun und Reden Auch von der Wahrheit ist umgrenzt. Die zweite — wie sie sich im Kreise Beständig um sich selber zieht, Hat immer ihre eigne Weise; O, wie sie manchmal blüht und glüht! Das Ganze macht das ganze Leben Zum Paradies, doch auch zur Hölle. Bedenke, wenn du es willst geben, Ob du betriffst des Tempels Schwelle!

Dr. — e.

Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von 2 Mark 50 Pf. = 1 fl. 50 Kr. ö. W. pro Quartal angenommen. — Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit von uns nachgeliefert, sowohl durch die Postanstalten, als auch durch jede Buchhandlung. Die deutschen Postanstalten bewirken jedoch die Nachlieferung nur auf ausdrückliches Verlangen der Abonnenten und gegen Zahlung von 10 Pf. Bestellgeld. Administrator des „Bazar“.

### Imitierte Glasmalerei.

Nachdruck verboten.

Schon lange empfand man in Dilettantenkreisen das Bedürfnis, bunte Glasfenster zu imitieren, da die echte Glasmalerei mit eingebrannten Farben eine sehr umständliche Behandlung erforderte. Ist schon der Bezug des Glases und der Versand der fertig gemalten Scheibe zum Brenner mit großen Schwierigkeiten verknüpft, so fallen diese noch mehr ins Gewicht, wenn man das Risiko beim Bahntransport hinzurechnet. Es kommt ferner hinzu, daß die echte Glasmalerei stets mehr oder weniger Fassung von farbigen Gläsern und Bugenscheiben haben muß, die besonders bei mehreren Fenstervorsätzen so teuer werden, daß eine mit beschneidenen Mitteln arbeitende Dame nicht imstande ist, diese Ausgabe zu bestreiten. Es sind infolge dessen vielfach Versuche gemacht worden, Fenster entsprechend zu malen, stets konnte man jedoch auf den ersten Blick erkennen, daß man es mit einer Imitation zu thun hatte; die nun hier folgende Beschreibung einer Nachbildung erregt jedoch die echte Glasmalerei so vollkommen, daß es selbst dem Kenner ohne genauere Untersuchung schwer sein dürfte, dieselbe von der echten Scheibe zu unterscheiden, zumal, wenn er nur die Schauseite vor sich hat. Die Ausführung ist einfach, ohne große künstlerische Vorkenntnisse zu erlangen. Das Material stellt sich auf Max 2 bis 2,50.

Für das gegebene Fenster Fig. 1 nehmen wir einen Bogen Papier, der etwas größer ist, als die Scheibe, stecken ihn fest auf ein Reißbrett und übertragen nun die Zeichnung in der gewünschten Größe. Es sind hier 45 Cent. im Quadrat angenommen, und es ist am besten, auch diese Größe für die Ausführung zu wählen; nähme man die Glastafel kleiner, so würde die Einteilung in der Bleifassung andere Verhältnisse bekommen, die in Fassung die Breite von 4 resp. 7 mm behalten muß.

Die Zeichnung ist nur in Bleistift herzustellen, dabei ist zu beachten, daß sämtliche gerade Linien über ihre Endpunkte hinaus verlängert werden. Es wird selbstverständlich angenommen, daß die Zeichnung rechtwinklig übertragen ist.\* Man kauft eine Glasklebe für 40—60 Pf. in der Größe von 45 Cent., ob das Glas grünlich oder bläulich ist, ist gleichgültig. Vor dem Malen reinigen wir die Scheibe mit etwas Schlemmkreide und Wasser, polieren sie mit trockener Kreide nach und legen nun das Glas auf die aufgesteckte Zeichnung. Durch einige Tropfen Dextrin oder Gummi heften wir das Glas auf die untenliegende Zeichnung so fest, daß bis zur Beendigung der Arbeit ein Verschieben des Glases nicht stattfinden kann.

Als Material an Farben ist erforderlich: 1. eine große Tube weiße Stützenfarbe, 2. eine Tube Eisenbeinschwarz, 3. Beinschwarz, 4. gebr. Sienna, 5. dunkel Krapp, 6. hellgelber Lack (goldgelb), 7. dunkelgrüner Lack, 8. Lasureisenblau, in Ermangelung dessen: Pincktsblau, 9. eine Flasche Siccativ de Harlem, für 25 Pf. Silberbronz, für 10 Pf. gewöhnliches Siccativ und etwas Schlemmkreide. Mit Ausnahme der weißen Stützenfarbe und des Harlemer Siccativ finden sich wohl sämtliche Farben in jedem Delmalkasten vor.

Zur Arbeit übergehend, nehmen wir kleine Stücke Pappe, einen Quadratzentimeter groß (sogenannte Glaspappe), und kleben diese über die Kreismittelpunkte der unten liegenden Zeichnung auf das Glas. Da der unterliegende Punkt nun verdeckt ist, übertragen wir ihn auf das Stück Pappe und kontrollieren durch Ansetzen eines Zirkels, ob wir die richtige Mitte hatten. Haben wir Gelatinepapier zur Hand, so können wir von diesem ein Stückchen aufkleben. Von Glaspappe schneiden wir je 5—6 Streifen und versehen diese mit Ausschnitten, wie Fig. 2, 3, 4 und 5 zeigen. Die Streifen sind etwa 6 Cent. lang und 2 Cent. breit. Es wird zuerst die Bleifassung der Scheibe durch Auftragen von weißer Stützenfarbe derart angefertigt, daß man die Farbe zur Hälfte mit Schlemmkreide und etwas gewöhnlichem Siccativ mischt und dann auf das Glas in der Richtung der unten sichtbaren Stäbchen 1 bis 8 bringt. Wir breiten die Farbe etwas mit dem Spachtel aus, sodas sie über 3 mm hoch liegt und über die unten liegenden Konturen weg steht, legen das Lineal an und ziehen mit der Schablone 2 so entlang, daß der 4 mm breite Ausschnitt auf die unten gezeichnete Kontur paßt. Durch das ein- oder mehrmalige Ueberziehen der Schablone erhalten wir einen 4 mm breiten und 3 mm hohen glatten, halbrunden Farbestreifen. Die durch das Ziehen übergetretene Farbe nach den Seiten nehmen wir mit den Pappstücken 5, die wir als

Spachtel benutzen, zusammen, um sie wieder zu verwenden. Es folgen die Linien 9, 10, 11 und 12; dann auf allen 4 Seiten die Streifen 13—21. Die Glasfläche wird von allen Farbestreifen gereinigt und die Farbe muß trocken. Unter normalen Verhältnissen dauert dieser Prozeß etwa 8 Tage. Reißbrett und Glas müssen während der ganzen Arbeitszeit wagerecht liegen bleiben. Nach dem Trocknen beschneiden wir die vorbezeichneten Stäbchen an ihren Enden so, daß sie genau die gegebenen Längen haben, und nehmen nun den zum Einfaßzirkel gehörenden Bleistift ein, entfernen Bleistift und Schraube aus diesem, setzen Schablone 3 ein, befestigen diese durch Umwickelung mittels eines Fadens und setzen den Einfaß in den Zirkel (Fig. 6). Das Weiß wird jetzt auf beide Mittelkreise aufgetragen, der Zirkel in die Pappe gesetzt und Kreis 23 geschlagen (Fig. 6). Wir nehmen die Schablone nach Fertigstellung desselben heraus und setzen Schablone 4 ein, um den Kreis 25 zu schlagen.

Alsdann sind die geraden Linien 25—35 mit Schablone 4 und ebenso die Kreise 36—39 zu ziehen. Die überschüssige Farbe ist auch diesmal fortzunehmen und der frische Farbauftrag zu trocken. Es fehlen nur noch die breiten Einfaßungslinien, von denen nur die inneren (Fig. 4a) gezogen werden, da die äußerste Fassung zuletzt durch einen einfachen Bleistreifen ersetzt wird. Die Flächen werden nochmals gereinigt, der Farbauftrag getrocknet, und es beginnt das Konturieren des Wappens und der Ornamente. Mit gewöhnlichem Siccativ und Eisenbeinschwarz wird die Zeichnung mittels Pinsels oder der Feder aufgetragen, das Schwarz muß gut decken. Proben macht man an irgend einem Fenster — ebenso die weiteren Proben über die noch anzugebenden Farbmischungen. Nach 2—3 Tagen ist die Zeichnung trocken. Wir nehmen einen Theelöffel Harlemer Siccativ in ein Näpfchen, fügen diesem etwas Blau und eine Wenigkeit Eisenbeinschwarz hinzu, sodas wir bei der Probe am Fenster einen matten silberblauen Ton bekommen. Mit dieser Mischung werden die Bären und das innere der Helmzier gemalt. Zum Farbauftrag wird ein weicher Haarpinsel genommen; sämtliche Stellen, welche diesen Ton bekommen sollen, sind mit A bezeichnet. Die mit B bezeichneten Felder werden, mit Krapp und Harlemer Siccativ zu einer dunkelroten leuchtenden Farbe gemischt, zugemalt. Hierbei ist zu bemerken, daß sämtliche Teile im Wappen mit dem Haarpinsel gemalt d. h. dünn aufgestrichen werden, während die übrigen Teile, sowie das rote Feld des Wappens, derart zu füllen sind, daß man den Pinsel tropfend voll Farbe nimmt und die Felder so füllt, daß der Ton gleichmäßig sich selbst dünn verteilt. Für die gesamten Farben wird mehr oder weniger Harlemer Siccativ hinzugegeben.

C hellblau bedarf weniger blau, während dem Dunkelblau D mehr Farbe zuzusetzen ist. E terra sienna wird in der Krone aufgemalt. Der Grund der Ornamente wird durch Beinschwarz und grünen Lack als eine matte, grüne Farbe eingetragen, die Ornamente darin mit einem leichten terra sienna Ton gedeckt. Man thut gut, die jedesmalige Mischung in der entsprechenden Quantität in ein Näpfchen zu mischen, damit eine Aenderung im Farbton vermieden werde, auch ist es notwendig, die Farben innig mit dem Lack zu mischen, da sich die Farbe im anderen Fall nicht genügend verteilt und dunklere Stellen erzeugt. Die Stellen F sind mit gelbem Lack, der auf der Probe einen leuchtend durchsichtigen Ton erzeugen muß, zu füllen. Erwähnenswert bleibt hierbei, daß der Grund des Wappens erst dann aufgetragen werde, nachdem das gemalte Wappen völlig trocken ist. Die Gefahr, daß die Farben durch die schwachen Konturen getrennt zusammenlaufen, wird dadurch vermieden.

Die Bugenscheiben werden mit bläulich grünem Ton kreisförmig streichweise gemalt, hier und da kann etwas Beinschwarz hinzugegeben werden, auch können schmale Streifen des reinen Glasgrundes stehen bleiben; ein vollständiges Malen dieser runden Gläser giebt ihnen den Anschein, als wären sie wirklich gegossen.

Sobald der Lack mit der Farbmischung überall eingefüllt und trocken ist, nehmen wir Silberbronz mit gewöhnlichem Siccativ gemischt und übermalen die weißen erhabenen Streifen: wir erreichen dabei eine vollständige Imitation der Bleifassung, das fertige Glasfenster übergeben wir dem Glaser, damit er um das Ganze einen Bleirand legen kann, dem, je nachdem die Befestigung am Fenster sein soll, an dem oberen oder den seitlichen Rändern Desen angelötet werden.

Sollte in kleineren Städten kein Harlemer Siccativ zu beschaffen sein, nehme man gewöhnlichen Dellack (Kopallack), besonders benutze man diesen, wenn man nicht die Zeit hat, die Arbeitszeit etwas länger auszudehnen. Der Dellack trocknet etwas schneller, ist aber nicht so klar und so haltbar, wie das Harlemer Siccativ.

Oskar Hülcker.



Fig. 2.



Fig. 3.

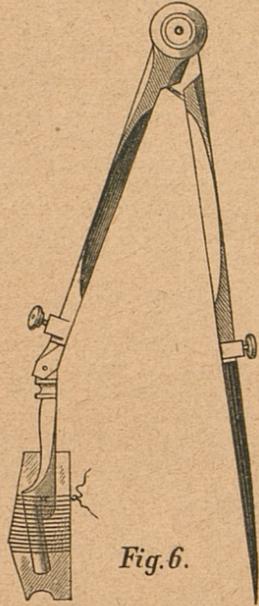


Fig. 6.



Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 4a.



Fig. 1.

\* Auf Wunsch liefert das Atelier für Damenmalerei Berlin S., Alexandrinenstr. 38 (Frau Anna Hülcker) gegen Einsendung von Mark 1,50 Bausen in der Originalgröße.

### Korrespondenz.

**Verschiedenes.** S. G. in Altona. In Bezug auf unsere Mitteilungen über ein neues Futter für Seidenraupen (S. 390 des vor. Jahrg.) machen Sie uns auf die bemerkenswerte Thatsache aufmerksam, daß sich die Raupen eines Seidenpinneres — dessen Spezies Ihnen leider nicht bekannt nach Ihrer Erfahrung auch mit frischen, nicht feuchten Salatblättern groß füttern ließen. Vielleicht veranlaßt diese Notiz einen oder den anderen unserer Leser, ähnliche Versuche zu machen und uns darüber, im Interesse der heimischen Seidenraupenzucht, zu berichten.

Frau v. P. in G. Die auf S. 473 des vor. Jahrg. besprochene Kinder-Gartenlaube erscheint im Verlage von E. Kempe in Leipzig.  
**Haushalt und Küche.** Frau C. D. in G. Nachstehend das gewünschte Rezept zur Bereitung des echten Lübecker Marzipans. Damit der Marzipan tadellos gelingt, ist eine große Aufmerksamkeit und Reinlichkeit bei der Bereitung erforderlich. Man nimmt auf jedes Pfund süße Mandeln auch ein Pfund feinsten Puderzucker, etwas Ader zum Unterstreuen und wenig Rosen- oder Orangenblütenwasser. Die Mandeln werden, um sie recht weiß und spröde zu erhalten, am Abend vor der Marzipanbereiung mit kaltem Wasser bedeckt, am anderen Morgen geschält, in klarem Wasser gewaschen, zwischen reinen Tüchern getrocknet und auf einer Mandelkreibe gerieben oder in einem Marmormörser (ja nicht im eisernen) mit etwas Rosenwasser nach und nach völlig fein gestoßen. Ist dies geschehen, bringt man

sie mit dem Zucker und wenig Orangenblütenwasser in kupfernem Kesselfoder einem neuen glasierten Topf auf schwaches Feuer und rührt die Masse mit hölzernem Löffel ununterbrochen so lange, bis sie beim Ausdrücken mit benachtem Finger nicht mehr klebt, läßt sie dann aber nicht trockener werden. Man legt die Marzipanmasse alsdann auf ein mit Ader bestreutes Backbrett, rollt sie aus, indes man hin und wieder etwas Puderzucker überstreut, damit sie nicht klebt, und formt nun nach Belieben kleine Sachen oder Torten von der Masse. Man bäckt den Marzipan im Ofen auf butter- oder wachsbefruchteten Papierbogen, die auf ein reines Nachblech gelegt werden, bei sehr gelinder Wärme. Der gut geratene Marzipan muß überlich trocken, aber ohne Farbe, und innen weich und saftig sein, sowie eine weiße, schöne Farbe haben. Man kann die Torten nach dem Backen mit allerhand eingemachten, abgetropften Früchten verzieren.